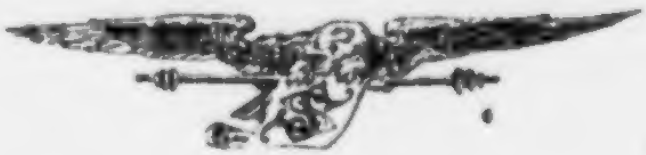
Die kleine Prinzessin.

Blond muß sie sein.

Novellen

von

Heinrich Laube.



Breslau.
Druck und Verlag von J. Schottlaender.
1883

Inhalt:

	Seite
Die kleine Prinzessin	1
Blond muß sie sein	213

Die kleine Prinzessin.

Die kleine Hexe

Ein krachendes Donnerwetter zog über den Wald hinweg. Aber es regnete nicht; nur ein frischer Wind schüttelte die Äste der Bäume. Es waren lauter hohe, alte Bäume, Eichen und Buchen, darunter eingesprengt einzelne Tannen und Fichten, was man einen gemischten Bestand nennt. Am Boden hohes Gras und auf einzelnen Flecken hohe Farrenkräuter. Diese mit den Tannen und Fichten mußten die Farben liefern, denn es war zeitiges Frühjahr, und die Eichen und Buchen hatten es kaum zu Knospen gebracht.

Auf einem schmalen Fußwege mitten durch diesen Wald kamen zwei Reiter

geritten, einer hinter dem andern. Will sagen der Herr und sein Diener, der Graf von der Warren und sein Reitknecht.

Sie ritten sehr langsam, und der Graf sah zur schwarzen Gewitterwolke hinauf, als wollte er sie fragen: Na, hast du einen Blitz für mich? Ich muß es mir gefallen lassen; aber willkommen wäre er mir nicht. Ich will weiterleben, obgleich ich schon mancherlei erlebt habe, und ich will wie bisher heiter leben. Wenn das aber nicht mehr angehen sollte, nun dann schlag 'zu, Blitz und Donner!

Ja, er war eine ziemlich verwegene Natur, dieser Graf von der Warren. Das wußten besonders die Weiber, bei denen er für gefährlich galt, auch jetzt noch, obwohl er schon über vierzig Jahre alt

war und sein dunkler Lockenkopf an den Schläfen schon weiße Spitzen zeigte. Die Schnurbärtchen – und viel mehr trug man damals nicht, wenn man nach französischer Mode elegant war – das Schnurbärtchen und der Henriquatre hatten noch unbeschädigte schwarze Farbe. Ebenso schwarz waren die starken Augenbrauen, unter denen lichtgraue Augen hervorblitzten. Der ganze Kopf war scharf geschnitten, mit Adlernase, großem Munde, und stark hervortretendem Kinn. Der hochgewachsene Mann auf starkem Rosse kam daher durch den Wald wie ein Herr, welcher bereit ist, die Vorteile der Welt in die Tasche zu stecken, wenn's auch einige Umstände kosten sollte. Darauf schien es ihm gar nicht anzukommen.

Da sprach die schwarze Wolke vom Himmel herab: Nein! Unter furchtbarem Krachen fuhr ein Blitz herunter, dass der schwere Gaul hoch in die Höhe bäumte – aber es schien nur eine Warnung zu sein und der Graf hatte Glück. Der Blitz hatte dicht neben ihm in einen alten Eichenstamm geschlagen. Der bäumte auf, und neben ihm trat ein junger Bursch aus dem Walde, der fiel vor Schreck auf die Erde.

Nach kurzer Pauſe — der Graf hatte ſein Pferd bergeriſſen zu ruhigem Stehen — lachte er laut auf und „Na, Junge, wenn Du nicht getroffen biſt, ſo auf!“

Der Junge ſtand langſam auf, befühlte ſeine Gliedaßen und ſtöhnte halblaut: „Ich bin wohl heil blieben.“

„Wo kommſt Du her?“

„Vom Dohnenſtrich, den wir anlegen wollten.“

„Viel zu früh im Jahr, Dummkopf! Wie ſteht's unten im Jagdhauſe? Iſt der Fürſt mit Familie wirkh da, wie mir d'rin im Schloſſe gemeldet wurde?“

„Ja freilich! Zur Auerhahnbalz. 's iſt auch Beſuch da.“

„Wer?“

„Vornehmer Beſuch. Der Herr Kurfürſt von drüben it ſeinem Herrn Bruder und mit Gefolge.“

„Diable! Was wollen denn die?

„Heirathen wollen ſie.“

„Biſt Du verrückt?“

„Ich glaub' nicht.“

„Die Vrony wollen ſie heirathen?“

„Ja, unſer Prinzeßchen, die Vrony.“

„Wer will? Der Kurfürſt oder ſein Bruder?“

„Alle Beide wollen.“

„So iſt's recht, dann thut's keiner. Jetzt wird's aber Platz fehlen für mich und meine Pferde.“

„Oh, die Stallung ist groß."

Der Graf lachte über das Logis, welches ihm der Junge zudachte, und fragte weiter: „Und wie geht's der kranken Frau Fürstin?"

„Besser, seit sie hier im Walde wohnt."

„Und Euer Prinzeßchen, ist sie noch gewachsen?"

„Na, das glaub' ich! Und dicker ist sie geworden."

Der Graf lachte wieder, spornte sein Pferd und ließ den Jungen hinter sich zurück.

Dieser sah ihm lange nach mit einem recht dummen Gesichte. Er galt auch für dumm und hieß Nikodemus. Am dümmsten war er immer, wenn dieser Graf Warren in seine Nähe kam, denn dieser Graf pflegte ihn aufzuziehen und ihn spöttisch „junger Prinz" zu nennen. Weil der Vater des einfältigen Jungen unbekannt war, gab der Graf immer recht deutlich zu verstehen: der Reichsfürst Immanuel der XIX. selber habe des Nikodemus hübsche Mutter, die Köchin Susanne, in früherer Zeit geradezu schön gefunden. Er hatte eben eine böse Zunge, dieser Graf.

Immanuel XIX. lachte zu solchen Späßen. Er war ein sehr leutseliger Herr, welcher sein Fürstenthum populär verwaltete. Es war allerdings klein, dieses Fürstenthum, und bestand vorzugsweise aus Wäldern, welche nicht viel einbrachten. Obwohl man damals, zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, noch keine Kohlen kannte, war doch das Holz sehr wohlfeil, und weil die Fahrwege im ganzen

heiligen römischen deutschen Reiche sehr schlecht waren, so konnte man es nicht weit ausführen. Aber hübsch war das kleine Fürstenthum bei alledem mit seinen alten Waldungen und grünen Wiesen, und selbstständig war es auch, denn das Reich hatte wenig Recht und noch weniger Macht, sich in die Regierung der zahlreichen Fürstenthümer und Herrschaften einzumischen. Selbst solch' ein kleiner Reichsfürst war ein ganz vornehmer Herr und galt in ganz Europa für einen standesgemäßen Souverän. Das deutsche Reich war eben das älteste, geschichtlich vornehmste Staatsgebilde in ganz Europa, wenn es auch seiner vielen Machtzersplitterung halber nicht für sehr mächtig galt.

Als Graf Warren aus dem Walde heraus kam, war die Gewitterwolke seitab gezogen und die Sonne bestrahlte eine weite Wiesenfläche und eine Allee von hundertjährigen Bäumen, welche zum Jagdhause des Fürsten Immanuel des XIX. führte. Sie war sehr lang, diese Allee, und war von Linden gebildet, deren Laub erst dürftig knospete. Aber eingefaßt war diese Allee und neben ihr die breite Wiese von Waldhügeln wie von einer dunkeln Mauer. Am Ende der Allee lag im Sonnenlichte das fürstliche Jagdhaus, eine verworrene Sammlung von einstöckigen Häusern, welche der Allee den Rücken zukehrten.

Als der Graf im Schritt herangeritten kam, fand er vor den Gebäuden um einen Schießstand gruppirt einen Trupp Leute, ersichtlich Jägersleute, welche einen Kreis bildeten.

Inmitten dieſes Kreiſes, am Pfoſten des Schießſtandes, ſtand ein ſtattlicher Mann in ſchlichter Kleidung und hohen Waſſerſtiefeln. Obwohl er der Herr war, trug er doch keine Perücke, die als Allongenperücke damals noch Mode war. Er ſprach mit ſtarker Stimme und entließ die zuhörenden Leute, als der Graf nahe war, dieſen mit Hand und Mund herzlich begrüßend. Es war der Reichsfürſt Immanuel XIX.

„Du kommſt, junger Freund“ — er war um zehn Jahre älter als der Graf — „nicht gerade zu guter Stunde. Bei dem verrückten Wetter, das ein Gewitter bringt, eh das Buchenlaub heraus iſt, balzen die Hähne (er ſagt Hahnen) ohne Ordnung und Verſtand. Geſtern hat eine am hellen Mittage auf einem Zaune gebalzt. Meine Gäſte der Kurfürſt und ſein Bruder, haben noch nicht einen einzige geſchoſſen. Freilich ſind ſie lateiniſche Schützen. Und ich habe eben meinen Jägern eingeſchärft, heut' Abend mit vor gehaltenen Ohren zu verhören, damit die Herren doch morgen früh noch einmal leicht zum Schuß kommen können. Sie wollen morgen Vormittag fort bis nach Paris. Schade um's Geld! Du, Warren, wirſt mit hinaus müſſen bis zum alten Teich. Dort fällt jeden Abend ein alter Hahn ein. Der dumme Kerl iſt klug, weil er alt iſt, und braucht zum Anſprung einen gewitzten Jäger, wie Du einer biſt. Jetzt ſteig' nur ab! — Heda! führt die Pferde und den Reitknecht in den Stall des Gärtners, dort wird noch Platz ſein. — Der Kurfürſt hat einen ganzen Marſtall mitgebracht.

er iſt halt für's Prächtige. Du ſelbſt, Warren, kannſt nur ein kleines Zimmer kriegen, aber Du kriegſt eins."

Hier nun nahm er den Grafen unter den Arm und führte ihn nach ſeiner Behauſung. Er unterrichtete ihn bei dieſem Gange vom Stande der Dinge im Jagdhauſe.

Der Stand der Dinge war einfach der, daß er ſeine Tochter Veronika, ſein einziges Kind, mit dem benachbarten Kurfürſten verheirathen wollte.

„Aber die Geſchichte geht, wie die Auerhahnjagd in dieſem Jahre, nicht von der Stelle. Es wird nicht losgeſchoſſen, und wenn einmal Jemand ſchießt, ſo trifft er nicht. Um die Wahrheit ganz zu ſagen: meine gute Frau iſt ſchuld daran."

„Oh! — Und wie ſteht's mit ihrer Geſundheit?"

„Ich fürchte, Freund, bedenklich. Mit mir wär's aus, wenn ich die Frau verliere. Ich hab ſie hier herausgebracht wegen der Tannenwälder rings auf den Hügeln. Von denen bringt der Wind den Harzduft herunter, beſonders wenn der Maiwuchs eintritt. Das iſt probat für die kranke Lunge. Eigentlich geht's ihr ſchon um Vieles leichter, aber in der Heirathsgeſchichte bleibt eben Natur Natur. Die vertrackte Bildung, wie ſie's heißen, iſt nicht auszutreiben. Du weißt, die verſtorbene Mutter des Kurfürſten, die Schweſter meiner Frau, ſtrotzte von ſogenannter Bildung und ihr Sohn der Kurfürſt hat gehörig davon angezogen. Das trifft nun zuſammen, denn meine Frau — Gott erhalte ſie nur! — iſt

eben die Schweſter der verſtorbenen Kurfürſtin, ſie ſtrotzt auch von Bildung und ſieht das Gras wachſen, wie es nach einigen Jahren der jungen Ehe wachſen wird, und ſie hält — es iſt zum Teufelholen! — den Kurfürſten immer noch auf, wenn er ſich endlich einmal ein Herz faßt und ſich erklären will."

„Liebt er denn Deine Vrony?"

„Freilich liebt er ſie. Sie ſind ja von Jugend auf viel zuſammen geweſen, weil die verſtorbene Kurfürſtin oft herüberkam mit ihren Söhnen. Und wer ſoll denn meine Vrony nicht lieben, wenn er ſie kennt!"

„Und wie verhält ſich denn die Vrony zum Kurfürſten?"

„Ach, die Vrony iſt noch ein Kind mit achtzehn Jahren. Sie tollt mit ihm herum, ſie ſpielen wie die Kinder, und ſie hat ihn herzlich gerne, das iſt gar keine Frage. Aber ich weiß nicht, ob das Mädel ſchon ernſthafte Gedanken hat in Sachen der Zärtlichkeit und des Heirathens. Da muß er doch anfangen und ſich ums ſpätere Gras nicht kümmern. Kurzum, da er ſeiner Mutter Sohn iſt, ſo geht, fürcht' ich, die Sache in die Brüche, wenn ſie nicht bis morgen Vormittag fertig wird."

Das war dem Grafen Warrell ganz recht, denn er hatte auch ein Auge auf die Veronika. Abgeſehen von Geld und Gut — er hatte ſeine Grafſchaft durch koſtſpieliges Herumreiſen arg heruntergebracht — empfand er ein kurioſes Herzensintereſſe für die kleine Prinzeß. Ja, das empfand

er, obwohl er viel geliebt hatte. Er hatte sie heranwachsen sehen, und im vergangenen Jahre war er ganz überrascht davon gewesen, eine liebreizende Jungfrau vor sich zu erblicken, liebreizend durch Unschuld, Munterkeit und Mutterwitz, Eigenschaften, welche ihm ganz neu vorkamen neben seinen bisherigen Liebschaften. Aeltere Liebhaber sollen am sichersten gefesselt werden durch die unbefangene Frische junger Mädchen.

Er nahm sich also vor, Mutter und Tochter und Kurfürsten aufmerksam zu unterstützen in ihrer Unentschlossenheit, damit der Kurfürst von dannen fahre ohne eine feste Verbindlichkeit.

Die Dinge standen indessen nicht ganz so, wie Immanuel XIX. sich vorstellte, und während er seinen neuen Gast, den Grafen, in ein Zimmer brachte, ereigneten sich auf der Vorderseite des Jagdhauses Scenen, welche bemerkenswerth waren.

Die Vorderseite des Jagdhauses war ziemlich breit und enthielt Zimmer rechts, in denen der Reichsfürst mit seiner Familie wohnte, links Zimmer, in denen der Kurfürst mit seinem Bruder hauste. Dazwischen lag ein kleiner Speisesaal. Aus dieser Vorderseite blickte man auf eine große Wiese, welche bis zum Walde hinauf reichte. Trat man nach der Rückseite aus diesem Speisesaal, so kam man in einen langen Hof, der hinten an den Wald hin offen war und rechts und links von kleinen Häusern und Stallungen gebildet wurde.

Von jenem kleinen Speisesaal führten vorn hinab über

eine ſteinerne Veranda einige Stufen auf die große Wieſe. Hier lag jetzt der volle Sonnenſchein, und hier ſpielten die vornehmen jungen Leute, der Kurfürſt, ſein Bruder und Prinzeß Veronika, Ball miteinander.

Das Spiel wurde eben unterbrochen dadurch, daß jeder der Brüder ein Schleiertuch erhaſchen wollte, welches Vrony in der Luft ſchwenkte, indem ſie davonlief. Sie lief nach der Veranda vor dem Speiſeſaale; dort erreichte ſie der Kurfürſt. Sie überließ ihm das Schleiertuch und lief in das Haus hinein.

Athemlos ſtanden der Kurfürſt und ſein Bruder neben einander, und als Vrony auch aus dem offenen Speiſeſaale verſchwunden war, ſprach der Bruder Friedrich mit kaum zureichendem Athem zuerſt. Er war eine ſtramme Geſtalt und hatte auch ein ſtrenges Geſicht, in welchem jedoch bei ruhiger Laune gern humoriſtiſche Lichter umherſprangen. Jetzt ſah er ſehr ungehalten aus über den älteren Bruder, und er ſprach zu Anfang ſtockend, aber allmählich fließend: „Hör' mal, Herr Bruder Kurfürſt — das wird zu arg!"

Der ältere, der Herr Bruder Kurfürſt, ein ſchlank gewachſener junger Herr, lachte und fragte, als ob er überraſcht wäre: „Was denn?"

„Du haſt das Glück, der Erſtgeborene zu ſein. Dir fällt alſo jegliche Aufmerkſamkeit zu und ein ganzes Reich, während Unſereiner von Kindesbeinen an nur vom Abfall Deiner Tafel leben muß."

„Oho! Du willſt Dich doch nicht auflehnen gegen die Staatsordnung?“

„O nein! Dafür bin ich viel zu ſchwach und zu gutmüthig. Gegen Staats- und Standesordnung hab' ich auch nichts einzuwenden. Aber mein Herz empört ſich gegen Herrſchſucht, welche darüber hinausgeht.“

„Und das wäre?“

„Die Neigung iſt es, die Herzensneigung. Die haſt Du nicht auch geerbt. Die ſteht mir, dem Braunen, ſo gut zu wie Dir, dem Blonden, und in dieſem Revier ſollſt Du nicht auch den Herrn ſpielen wollen gegen mich“.

„Erklärt Euch deutlicher, unruhiger Herr Bruder!“

„Du darfſt Dir eine Gemahlin wählen, wie und wo Du willſt. Aber Du darfſt dabei nicht falſch ſpielen!“

„Wo thät' ich das?“

„Hier! Hier das junge Prinzeßchen willſt Du in der Geſchwindigkeit bethören. Das liebe Kind gefällt Dir augenblicklich, weil Du gerade nichts Beſſeres in der Nähe haſt, und Du willſt ihr Ausſicht eröffnen auf Deine kurfürſtliche Hand, weil Dir juſt eine empfindſame Wallung über die Leber läuft.“

„Fritz!“

„Ja wohl, es iſt ſo. Und das iſt nicht recht! Damit täuſcheſt Du die braven Eltern und am Ende auch das arme Mädchen.“

„Ich täuſche?“

„Ja, Du täuſcheſt, und damit ſchiebſt Du andere ehrliche Freier — ich ſage ehrliche! — zum Hauſe hinaus. Denn wo ein regierender Herr die Miene des Brautwerbers annimmt, da werden die kleinen Leute kurz abgefertigt. Wenn Du dann verſchwindeſt —"

„Warum ſoll ich denn verſchwinden?"

„Du verſchwindeſt, ich kenne Dich! Du heirathſt Dein Lebtag nicht die Brony, das kleine Prinzeßchen, das gar nicht zum Herrſchen und Glänzen erzogen iſt."

„Fritz, Du thuſt mir weh."

„Die Wahrheit thut manchmal weh."

„Denn es iſt unrichtig, was Du da behaupteſt."

„Wahrhaftig, Du willſt alſo nicht um Muhme Brony werben?"

„Ich will um ſie werben."

„Na, da haben wir's ja, tauſend Element!"

„Aber ich will um ſie werben im heiligſten Ernſte."

„Oh!"

„Ich liebe ſie und ſie ſoll meine Gemahlin werden."

„Bruder Karl, täuſche Dich nicht ſelbſt und mache mich nicht unglücklich."

„Dich?"

„Ja."

„Liebſt Du ſie denn auch?"

„Das fragſt Du? Das weißt Du nicht? Da zeigt ſich der Grad Deiner Liebe, da zeigt er ſich ja! Wenn

Du sie wirklich liebtest, da hätte Dir doch die Eifersucht sagen müssen, daß ich —"

„Beruhige Dich! Die Eifersucht hat mir davon gesprochen, aber sie hat lächelnd hinzugesetzt: Dein Bruder Fritz ist ein leichtsinniger Bursche und ein so lustiger Gesell, daß eine rasche Zärtlichkeit ihm nicht lange zu schaffen macht."

„Das ist eine ganz oberflächliche Eifersucht, die so spricht, und meinen Charakter kennt sie gar nicht. Man kann lustig sein, und doch ernsthaft lieben. Ich liebe Brony ernsthaft und kann sie glücklich machen, wenn Du nicht phantastische Hoffnungen in ihr aufregst. Für Dich paßt sie nicht, nein! Du brauchst eine vornehme, imponirende Frau, mit der Du Staat machen kannst."

„Als ob ich ein eitler Geck wäre!"

„Das bist Du nicht. Aber Du brauchst das Lob der Menschen, und brauchst eine Frau von vornehmer Bildung. Um was man Dich nicht zu beneiden scheint, das hat auf die Länge keinen Werth für Dich. Und um dies arme Prinzeßchen ohne vornehme Bildung beneidet Dich kein Mensch. Das wird Dir noch vor der Hochzeit klar werden, und die Hochzeit wird deshalb zunächst verschoben werden, und am Ende wird sie ganz unterbleiben. Dadurch aber wirst Du die Brony und mich auseinander gebracht und uns Beide unglücklich gemacht haben. Straf' mich Gott! Ich liebe Dich von Herzen, Bruder Karl —" und dabei ergriff er dessen beide Hände — „und es giebt ja auch keinen besseren,

liebevolleren Menſchen als Dich. Darum thu' Deinem Bruder den einzigen Gefallen! Sprich keine Werbung aus, bis wir von Paris zurückkommen. Willſt Du nach Verlauf eines Jahres noch, was Du jetzt willſt, dann will ich mich in Dir geirrt haben und will beſcheiden zurücktreten mit meiner ſtillen Hoffnung. Verſprich mir's!"

„Guter Fritz! Ich freue mich herzlich, Dich einmal in ſo ernſtlich ſcheinender Wallung zu ſehen. Sie ſteht Deinem leichten Humor ſo gut, wie dem Baum des Waldes die Blüthe. Eine genießbare Frucht wird zwar nicht daraus, aber trotzdem macht doch die Blüthe einen charmanten Eindruck."

„Du wirſt beleidigend und ich gehe entrüſtet."

Damit wendete er ſich nach der Wieſe hinaus, kehrte aber noch einmal um und kam zurück, kam ganz nahe zu dem lächelnden Bruder und ſagte ihm halblaut in's Ohr:

„Wehe Dir, wenn Du nicht wenigſtens glücklich wirſt, falls Du andern ehrlichen Leuten das Bischen Lebensfreude verdirbſt, Du ungerathener Bruder und Kurfürſt!"

Und nun ging er mit langen Schritten in den Wald hinauf.

Kurfürſt Karl ſah ihm lange nach. Auf ſeinem edel geſchnittenen Antlitze ſpielte ſich eine warme Empfindung. Sein großes blaues Auge leuchtete, um ſeinen kleinen Mund und deſſen blondes Bärtchen ſpielte ein zufriedenes Lächeln und er ſagte leiſe vor ſich hin:

„Braver Bruder! Er glaubt wirklich die Bronh zu lieben und beweiſt mir dadurch nur, daß ſie wirklich liebenswerth iſt.“

Da kam Bronh zurück in den kleinen Speiſeſaal und trat an die Thür nach der Wieſe. Sie war im Seitenzimmer bei ihrer Mutter geweſen, um dieſe zu fragen, ob ſie heute, am letzten Tage des kurfürſtlichen Beſuches, ſo weit friſch wäre, um zur Tafel zu kommen. Sie kam ſehr glücklich zurück, denn die Mutter hatte „ja“ geſagt.

So ſtrahlte denn auch ihr anmuthiges Geſicht von ſtiller Freude. Man konnte es nicht ſchön nennen, dies Geſicht, aber es war ſehr angenehm durch einen ſtets wohlwollenden, freundlichen Ausdruck, welcher aus den großen blaugrauen Augen wie ermunternd ſprach und um den Mund liebreich ſpielte. Auch dieſer Mund war nicht gerade klein zu nennen, und deſſen Lippen waren ſchmal, aber dieſe Lippen waren friſch und roth, und perlenweiße Zähne lachten hinter ihnen. Dazu eine lebhafte, kräftige Farbe des Antlitzes, ein reiches, braunes Haar und eine volle Mittelgeſtalt, eng bekleidet von der Bauerntracht. Sie kleidete ſich nämlich wie die Landmädchen, und das hellblaue Wollengewand, zierlich dunkelblau gerändert, ließ ſie wie ein vornehmes, bildſauberes Bauernmädchen erſcheinen. So ſtand ſie, eine Waldblume im Haare, unter der Thür, und rief heiter hinab:

„Aber Vetter, Ihr habt Euch doch nicht gezankt? Der Fritz macht ja da drüben ſo ellenlange Schritte, als ob

er verfolgt würde, und geht in den Wald, wo er doch vor heut Abend zum Anſitze oder morgen Früh zur Balz nichts zu thun hat. Am Ende hört er die Tiſchglocke nicht — was heißt denn das?"

Der Kurfürſt hatte ſich gewendet und ſah ſchweigend zu ihr hinauf. Er war entzückt von ihrem Anblicke. Die Sonne, eine Zeitlang hinter leichten Wolken, trat eben hervor und beſtrahlte ſie mit vollem Glanze. Die roſige Jugend des Landprinzeßchens wich dieſem Glanze nicht, ſondern nahm ihn auf wie zuſagende Beleuchtung.

„So ſei denn die Lebensfrage im Sonnenſcheine entſchieden, und ich denke zum wärmſten Glücke!" ſagte der Kurfürſt leiſe und ſtieg langſam hinauf.

„Wir haben uns wirklich gezankt," ſagte er erſt oben zu der auf die Veranda heraustretenden Brony, „aber es iſt zum Guten ausgegangen."

„Dann iſt's recht. Ich komme von der Mama, und ich glaube auch: 's wird Alles gut."

„Das glaub' ich auch."

„So munter wie heute hat ſie lange nicht ausgeſchaut und ihre ganze Haltung iſt ſo gewiß entſchloſſen, wie ich mich gar nicht erinnere, ſie geſehen zu haben. Sie hat auch ihren alten Freund, den General Wolkenburg, rufen laſſen, der heute ſchon abreiſt."

„Den alten Brummbär?"

„Ja. Und zu Tiſch will ſie kommen, und nach Tiſch will ſie allein mit Ihnen reden, Herr Vetter Kurfürſt.“

„Mit mir?“

„Ja. Abends gehen Sie vielleicht zum Anſitz hinaus, um doch endlich einen Hahn, wenn auch einen ſtillen, zu ſchießen, und morgen Früh auch noch einmal, und dann reiſen Sie gleich fort. So lange kann ſie aber nicht aufbleiben, und ſo früh kann ſie nicht aufſtehen. Alſo will ſie heute nach der Tafel Abſchied nehmen von Ihnen.“

„Die gute Mutter!“

„Nicht wahr, Gott wird ſie uns erhalten?“

„Wir wollen ihn herzlich darum bitten.“

„Und wenn er wiederkommt aus Paris, dann wird der Herr Vetter Kurfürſt nicht ſtolz vorbeireiſen, ſondern wird wieder bei uns einſprechen und wird uns erzählen von all' der Herrlichkeit, die er geſehen und erfahren hat. Nicht wahr?“

„Gewiß.“

„Nicht ſtolz werden, lieber Vetter! Bitte, nicht ſtolz werden! Wir haben Sie ja Alle ſo lieb.“

„Alle? Wirklich Alle?“

Dabei ergriff er ihre Hand, ſie hatte eine wunderſchöne weiße und jetzt warme Hand, und die ſonſt ſo unbefangene Vrony wurde jetzt ganz roth bei ſeiner Berührung und ſagte mit faſt verſagender Stimme:

„Freilich Alle! Was das für eine Frage iſt!“

„Auch Brony, mein Mühmchen?"

„Natürlich! Und die —" da holte ſie tief Athem — „die erſt recht!"

„Und wenn unterdeſſen ein anderer junger Fürſt einſpricht hier im Jagdhauſe, ein recht ſchöner und liebenswürdiger, und dem Mühmchen ſchöne Dinge ſagt —"

„Na, was weiter?"

„Und ihr Herz und Hand anbietet?"

„Ach, warum nicht gar!" Und dazu lachte ſie.

„Was würde dann Mühmchen Brony thun?"

„Was ſie thun würde? Das möchten Sie wiſſen?"

„Ja, das möcht' ich wiſſen."

„Na, Vetter —" und dabei wurde ſie ſehr munter und ſetzte ſich auf die Steinbank der Veranda und zog ihn unwillkürlich leiſe an ihre Seite nieder, denn er hielt ſie noch an der Hand — „ſehen Sie, Herr Vetter, das Mühmchen, die Brony, die gar nicht ſo dumm iſt, wie ſie ausſchaut, ſie würde dem neuen und ſchönen jungen Fürſten geradeaus in's Antlitz ſehen — nein — Ihnen nicht, Sie müſſen jetzt geradeaus ſehen — ſo! — und meine Hand frei laſſen, ſonſt bringen Sie mich aus dem Texte —"

„Alſo?"

„Alſo — nicht herumgucken! — Sie würde ſagen: Kennen Sie meinen Vetter, den Herrn Kurfürſten Karl? Und wenn er ſagte: Ja, ich kenne ihn — dann —"

„Dann?"

„Dann wären wir bald fertig mit einander, denn alsdann würde er ja gleich einsehen, daß er sich mit dem nicht — aber nein, das brauchen Sie nicht zu hören.“

„Warum nicht?“

„Geradeaus schauen!“

„Ja.“

„Wenn er Sie aber nicht kennt, dann würde ich sehr weise sprechen.“

„Was denn?“

„Schöner Herr Fürst, würde ich sprechen, glauben Sie nur ja nicht, daß Sie allein schön sind. Behüt's! Da schauen Sie nur meinen Herrn Vetter Kurfürst an, der hat ein Paar Augen im Kopfe —“

„Was denn für welche?“

„Geradeaus! Sonst sind die Augen nicht mehr —“

„Wie denn?“

„Gut und treuherzig.“

„Ich sehe ganz geradeaus.“

„'s ist recht. Und was das Herz betrifft, das hat mein Herr Vetter von ganz besonderer Art —“

„Besonderer?

„Ja. Er kann nicht einmal einem Thiere weh' thun. Darum schießt er auch auf der Jagd immer vorbei.“

„Oho!“

„Viel weniger kann er einem Menschen weh' thun. Nein, er ist seelensgut.“

„Mein liebes Mühmchen!“

„Still! Ich bin noch lange nicht fertig. Jetzt komme ich erſt an den Kopf. Oh! werd' ich ſagen, mein Vetter hat einen Kopf, vor dem ſelbſt mir mitunter bange wird“.

„Bange?“

„Ja, bange. Denn da iſt ſo viel hinein gepflanzt worden, daß ein einfältiges Landmädchen erſchrickt.“

„Erſchrickt?“

„Freilich, weil ſie ſich ſchämt und ſich fürchtet. Sie ſchämt ſich, daß ſie ſo wenig gelernt hat, und ſie fürchtet ſich, daß er ſie deshalb auslachen und geringſchätzen möchte, wenn er dahinter kommt, wie unwiſſend und ungeſchickt ſie iſt.“

„Das wird er nie!“

„Das wird er wohl. Aber der ſchöne Herr Fürſt — der andere — wenn er das Alles gehört hat, wird ſich auch ſchämen und fürchten vor dem ausgezeichneten Herrn Vetter Kurfürſten und wird eingeſteh'n, daß er ihm nicht das Waſſer reichen könne. Und während er ſich ſchämt, wird auf einmal das Poſthorn ſchmettern aus dem Walde herunter, und ein Wagen mit vier Pferden wird herangepoltert kommen, geraden Weges von Paris, und der Herr Kurfürſt wird drin ſitzen in all' ſeiner Pracht und mit der Hand von weit, weit her ſchon winken, und wenn er nahe iſt, da wird er rufen: Mühmchen Brony, ich bring Dir ein ſeiden' Kleid mit und mein gutes Herz ganz unverſehrt — ja, wird er das, der Herr Vetter Kurfürſt?“

„Er wird's, mein Engel, er wird's gewiß!"

Und jetzt riß es ihn fort, er ſprang auf und wollte das liebe Kind, welches ebenfalls aufgeſtanden war, er wollte es herzlich umarmen — da ging hinten im kleinen Saale die Thür auf, und Immanuel XIX. kam mit dem Grafen Warren.

Vrony machte dem alten Bekannten ſchnell einen Knix und lief über und über roth davon.

Der Kurfürſt jedoch blieb ruhig ſtehen und ließ die Männer zu ſich herankommen, vor ſich hin aber ſagte er: „Du liebſt mich, gütiger Gott, denn Du ſchenkſt mir einen Engel zur Gefährtin."

II.

Es ging eigentlich ziemlich still zu an der Mittagstafel im Jagdhause. Die Sonne lag draußen fest auf der Wiese, die Winde schwiegen in den Lüften, und im kleinen Speisesaal war nur der Reichsfürst selbst, Immanuel XIX. mitunter laut, indem er die Gäste zu fleißigem Trinken aufforderte. Er ermangelte dabei nicht, mit gutem Beispiele voranzugehen.

Er war ein stattlicher älterer Herr mit großen fröhlichen Augen, mit starker Nase und großem Munde. Dieser Mund war voll von wohlerhaltenen Zähnen und athmete eine gerechte Behaglichkeit, welche durch nichts weiter beeinträchtigt wurde, als durch die große Allongenperücke der damaligen Mode. Sie belästigte ihn, und er haßte sie überhaupt. Aber heute wieder hatte er sie aufsetzen müssen auf das bestimmte Verlangen seiner Gemahlin. Diese von ihm verehrte Frau störte ihn sonst nicht in seinem Bedürfnisse absoluter Bequemlichkeit, welche von der sogenannten Repräsentation als fürstliche Figur gar nichts wissen wollte. Aber heute, bei so vornehmem Besuche und bei der Abschiedstafel, hatte sie

es doch für unerläßlich gehalten, ihm die Perücke aufzunöthigen. „Sie steht Dir ja ganz gut, Mannel!“ pflegte sie bei solcher Gelegenheit zu sagen, und da pflegte er seiner überlegenen Dame ohne Widerspruch zu gehorchen. Aber sie drückte ihn, und er griff öfters nach ihr, als wollte er sie abthun. Die Frau Fürstin erhob dann ihre rechte Hand ein wenig, er verstand das und murmelte: „Ja doch, ja doch!“ und ließ seine Hand sinken. Uebersah er einmal die Handbewegung seiner Gemahlin, so tippte ihn Vrony, welche neben ihm saß, auf den Arm. Dann stockte er in seiner aufrührerischen Absicht, sah sein Töchterlein an mit schmunzelndem Lächeln und sagte blos: „Du kleine Drossel!“ gehorchte aber der kleinen Drossel ebenfalls. Nur benützte er immer die Gelegenheit, seinen erhobenen Arm nach dem vollen Glase des Kurfürsten, welcher auf der anderen Seite neben Vrony saß, auszustrecken mit dem stehenden Spruche:

„Ein volles Glas vor einer Mannsperson,
Giebt keinen richtigen und guten Ton.“

Nikodemus, der wohlaufgeputzt als Mundschänk mit der Flasche hinter seinem Sessel stand, mußte dann sogleich zum Kurfürsten eilen und die Flasche schwenken.

Der Kurfürst, zwischen der Frau Fürstin und Vrony, dachte allerdings gar nicht ans Trinken, sondern hatte nur Liebesgedanken. So schön hatte er Vrony noch nicht gesehen! Um ihre vollen weißen Schultern hatte sie nur ein schmales Flortüchlein geschlungen; und ihre vollen Arme

mit den feinen Händen waren unverhüllt. Ihre Reden dazu, wenn auch kurz und halblaut, waren so herzig, daß er ganz glückselig war und seiner Nachbarin zur Linken, der blassen Frau Fürstin, einmal um das andere sagte: es sei auf ihrem Jagdhause doch äußerst anmuthig.

Diese kranke Frau, lang und hager, machte einen wehmüthigen, aber doch wohlthuenden Eindruck. Ihr blasses Gesicht war voll Güte, und ihre Augen hatten einen wunderbaren, vielleicht krankhaften Glanz, welcher Geist und hohe Gesinnung ausstrahlte. Sie war wohl nie schön gewesen, denn ihre starke Nase neigte nach der linken Seite hin, aber ihre Haltung und ihre Bewegungen waren durchaus edel. Man empfand in ihrer Nähe, daß man vor einem adeligen Wesen stand. Sie sprach wenig und sprach immer sanft, immer sinnvoll und wohlthuend.

Das Wort führte eigentlich Graf Warren, denn Kurprinz Fritz war gegen seine Gewohnheit still, jedoch trank er viel. Das zeichnete Immanuel XIX. mit aufrichtigem Lobe aus und schickte den Mundschänk Nikodemus ausdrucksvoll zum braven Herrn Vetter.

Einige Male wollte Immanuel XIX. Warrens Redestrom unterbrechen, indem er sein Glas erhob, auf sein Töchterlein und den Kurfürsten blickte und offenbar einen entscheidenden Toast ausbringen wollte; aber die Handbewegung seiner Frau nöthigte ihn immer wieder, sein Glas still niederzusetzen mit dem brummigen Worte „Schade!"

Warren nahm die Reiſe des Kurfürſten nach Paris zum Anknüpfungspunkte ſeiner Tiſchreden. Er war mehrmals und längere Zeit in Paris geweſen, und kannte die dortigen Verhältniſſe genau. Die ſchilderte er denn mit Sach- und Perſonenkenntniß, nachdrücklich betonend, daß ſich die Pariſer Zuſtände wirklich weſentlich geändert hätten, ſeit endlich der zuletzt fromm gewordene Ludwig XIV. geſtorben und der Regent Orleans an die Regierung gekommen.

„Liederlichkeit an Stelle verſpäteter Frömmigkeit!“ — ſagte die Fürſtin.

„Ja wohl!“ erwiderte Warren, „man kann aber nicht leugnen, daß auch eine geiſtige Bewegung der Franzoſen wieder zum Vorſchein kommt, welche unter dem alten, deſpotiſchen Ludwig ganz in Erſtarrung gerathen war. Der Herr Kurfürſt mag nur ohne Vorurtheil beobachten, was beſſer iſt: frömmelndes Niederhalten jeglichen Geiſtes, oder etwas überſchwänglicher Aufflug munterer, geiſtiger Thätigkeit. Unterhaltender iſt jedenfalls das Letztere“.

„Aber auch gefährlicher“, ſagte die Fürſtin.

„Allerdings. Aber nur für Leute ohne Grundſätze“.

„Vielleicht werden wir dabei die Perücke los!“ rief Immanuel XIX., welchem dieſe Betrachtungen langweilig wurden. Er ſchloß die Tafel, indem er, ohne nach ſeiner Frau zu blicken, ſein Glas hob, aufſtand und einen Toaſt ausbrachte auf glückliche Reiſe und glückliche Wiederkehr ſeiner kurfürſtlichen Gäſte aus dem heilloſen Paris, welches

einen ehrlichen Deutſchen mit ſeinen wetterwendiſchen Moden ewig beunruhigte. Und dabei warf er die Perücke hinter ſich. Er hatte ſtark getrunken.

Die Fürſtin reichte dem Kurfürſten den Arm, und er führte ſie in ihr Zimmer.

Das wird wohl ein entſcheidender Vorgang werden. Wenigſtens blickten die zurückbleibenden Herren ſämmtlich mit geſpannter Aufmerkſamkeit dem abgehenden Paare nach.

Erſt nach einer Pauſe ſagte Immanuel XIX., nachdem er mit dem Haupte nachdrucksvoll genickt: „Vetter Fritz, ich hab' etwas für Dich".

„Ich glaub's nicht", erwiderte dieſer unwirſch.

„Doch! Der Golz, des Kurfürſten Leibjäger, hat mir geſagt: es läge am Gewehre, daß Du zweimal den Auerhahn gefehlt. Du ſeiſt ſonſt ein guter Schütz. Am Ende würdeſt Du mit der Schrotflinte ſchießen. Pfui; das iſt nicht waidmänniſch. Golz ſagt, Deine Büchſe trüge auf, die Kugel ſteige. Komm' mit, ich hab' ein Gewehr, das gerade aus trägt. Das verſchafft Dir heut' oder morgen den Hahn. Komm' mit zu einigen Probeſchüſſen, ob es Dir liegt. Wir geh'n zum Schießſtande."

Vetter Fritz ging ſchweigend mit, und Warren auch.

Man ſchoß in der That zu damaliger Zeit den Auerhahn nur aus dünnen Büchſen mit kleinen Kugeln, weil er zur hohen Jagd gehöre.

An der Thür verſetzte Immanuel XIX. ſeinem Niko-

demus noch einen muntern Backenſtreich mit den Worten: „Sag' der Mutter Suſanne, der Spießbraten ſei ſaftig geweſen und habe der Leber wohlgethan."

Brony ſah den abgehenden Männern ſtillſtehend nach und blickte dann lange auf die Thür, hinter welcher die Mutter und der Kurfürſt verſchwunden waren. Wie jedes Mädchen in ſolcher Lage ahnte ſie, ja meinte ſie zu wiſſen, daß es ſich hinter jener Thür um ihr Schickſal, um ihr glückliches Schickſal handeln werde. Ach, die Spannung war ſo ſüß! Vetter Karl war ihr Ideal. Sie liebte ihn ſo innig, ſo herzlich; er war die ganze Welt ihrer Hoffnung, ihrer Träume. Und nun war die Erfüllung ſo nahe!

Träumeriſch ging ſie hinaus auf die Veranda, träumeriſch ſtieg ſie hinab auf die Wieſe und ging und ging immer dem Walde zu. Ohne Abſicht. Sie wußte gar nichts von der Außenwelt, und die knallenden Schüſſe vom Schießſtande her exiſtirten nicht für ſie, ſie hörte ſie gar nicht. Auch auf- wärts blickte ſie nicht, wie ſich Wolken geſammelt hatten und mit Regen drohten. Sie ging nur und ging, man möchte ſagen, aus Inſtinct an Einſamkeit. Ihre nächſte Zukunft an Vetter Karl's Seite füllte ihr Haupt und Herz ganz und gar. Wie ſie ſich als glückliche Frau Kurfürſtin benehmen würde? O, dem Vetter Karl jeden Wunſch an den Augen abſehen und rings um alle Welt glücklich machen, das würde ſie. Eine [illegible] Ledertaſche mit Gold- und Silbermünzen angefüllt [illegible] ſie immer tragen, wenn ſie

mit ihm ausginge, und allen Leuten, denen sie begegnete, würde Sie Gold und Silber schenken, und wenn Karl sagte: Dazu reicht ja unser ganzes Kurfürstenthum nicht! dann würde sie ihm die Hand auf den Mund legen und würde sprechen: Wir haben uns ja, was brauchen wir sonst noch! Die armen Leute aber brauchen Gold und Silber.

So kam sie in den Wald hinauf und schaute sich nicht um. Sonst hätte sie gesehen, daß Nikodemus ihr folgte mit einem großen Regenschirm. Er war ihr eifrigster Verehrer, sie war seine Göttin, und er ließ sie nie aus den Augen.

Hier im Walde war sie überall zu Hause, und so kam sie von selbst zu einem sogenannten „Ansitze" unter einer breitästigen Eiche, wo sie oft mit ihrem Vater gesessen, um das Wild anzuschauen, welches gern da vorüberzog, Hirsche und Rehe. Solcher Ansitz ist eine kleine Kanzel von Baumzweigen, hinter denen man sich verbirgt, und man errichtet sie an Orten, wo das Wild seinen „Wechsel" hat, das heißt, wo es regelmäßig vorüberzieht. Dort setzte sie sich auf den Rasensitz und wartete — auf die Hirsche und Rehe? O nein! Dort träumte sie, ungestört von Menschen, weiter und weiter. Es wurde immer schöner in ihrem Haupte und Busen, und sie dankte Gott inniglich, daß er sie so unsäglich beglückte.

Hirsche und Rehe kamen auch nicht. Aus gutem Grunde. Nikodemus mit dem Regenschirm stand auch im „Wechsel" und wartete ab, ob es regnen würde.

Es war ihm ängſtlich zu Muthe. Warum? Der Regenſchirm war damals im deutſchen Reiche noch eine unbekannte Erfindung. Graf Warren hatte ein Jahr vorher ein Exemplar aus Paris mitgebracht und der Princeß Vrony verehrt, welche darüber eine ausgelaſſene Freude an den Tag gelegt hatte. Nikodemus aber gelang es nicht immer, das wunderliche Inſtrument aufzuſpannen. Wird es jetzt gelingen? Er beſchäftigte ſich alſo jetzt ſorgenvoll mit dem räthſelhaften Mechanismus, und er wurde gar nicht ſicher, ob er nicht im entſcheidenden Augenblicke ohne Wirkung arbeiten würde. Der Schweiß brach ihm aus allen Poren.

Endlich regnete es wirklich, und da die Eichenäſte noch keine Blätter hatten, ſo ſchloß er als Naturkenner: ſeine himmliſche Prinzeß würde naß werden. Er ging alſo entſchloſſen zum Anſitze und verſuchte den Regenſchirm aufzuſpannen, indem er fortwährend ausrief: „Da! Da!“

Vrony erſchrak gar nicht, ſondern lachte hell auf, entwickelte das Regendach und ging langſam mit ihm, der den Schirm hoch über ſie hielt trotz hinderlicher Baumzweige, nach Hauſe. Erſt ſtill, dann fragte ſie ihn, was er ſich wünſchte, um glücklich zu ſein. — „Eine große Halskrauſe,“ ſagte er, „und einen Handkuß.“ — „Die Krauſe ſollſt Du morgen haben,“ ſagte ſie, „und den Handkuß ſogleich.“ Dabei reichte ſie ihm die Hand, welche er faſt leidenſchaftlich küßte.

Unſere Ahnungen ſind aber doch nicht ganz zuverläſſig.

ſelbſt wenn wir Prinzeſſinnen ſind. Zwiſchen der Mutter und dem Kurfürſten ging es unterdeſſen nicht ganz ſo, wie Vrony ſich vorſtellte.

Als ſie neben einander ſaßen im kleinen Zimmer der Frau Reichsfürſtin, ſie und der Vetter Kurfürſt, da begann der Kurfürſt die Unterredung und ſagte: „Meine verehrte Frau Tante, es macht mich glücklich, daß Ihr Wohlbefinden Fortſchritte macht und daß Sie mir eine Viertelſtunde Gehör ſchenken wollen. Ich habe Ihnen etwas zu ſagen, was für mich hochwichtig iſt.“

„Ich glaube es zu errathen, lieber Vetter. Sprechen Sie getroſt.“

„Ich liebe Ihre Tochter Veronika, und ich bitte die nächſte Freundin meiner ſeligen Mutter, ich bitte Sie um die Hand Ihrer Tochter.“

Die Fürſtin griff an ihr Herz und ſchwieg eine Weile. „Ihr Wort, lieber Vetter,“ ſagte ſie dann mit ſchwacher Stimme, „es iſt mir ans Herz gegangen, welches nicht mehr viel Bewegung verträgt. Ihr Wort erfreut mich herzlich, aber —“

„Aber?“

„Jawohl. Wir müſſen die Sachlage doch ernſtlich prüfen, ob dabei keiner der beiden Theile ſpäterhin Schaden erleide.“

„Schaden?!“

„Mein Kind iſt noch ſehr jung und unerfahren und iſt — arm.“

„Oh!“

„Sie iſt bei der Wahl ſcheinbar im großen Vortheile, und ſie würde jetzt aufjauchzen, in Ihren Arm gelegt zu werden. Würde ſie auf die Dauer, auch auf die Dauer dadurch beglückt werden? Ich glaube es, wenn es ihr gelänge, Sie, lieber Vetter, dauernd zu beglücken. Da liegt die Schwierigkeit. Sie liegt in Ihrem Charakter, oder ſagen wir in Ihrem Naturel.“

„In —?“

„In Ihrem Naturel! Sie haben's von Ihrer Mutter, von meiner Schweſter, ich kenn' es genau. Ich lebe nicht mehr lange, lieber Vetter, und wer das weiß, der nimmt kein Blatt vor den Mund, wenn er etwas Wichtiges zu ſagen hat. Sie ſind ein lieber, guter, wohl, ja fein gebildeter Mann, Vetter, aber eben deshalb ſind Sie weich, und ſind deshalb abhängiger als mancher Andere von der Meinung anderer Menſchen. Sie müſſen, wenn eine glückliche Ehe entſtehen ſoll, die Wahl meines Kindes verantworten können vor der Welt, und — das können Sie jetzt noch nicht.“

„Das könnte ich nicht?“

„Nein. Meine Tochter bringt Ihnen nichts als ihr Herz. Das läßt ſich der Welt nicht zeigen. Meine Tochter iſt noch unfertig in der Ausbildung ihres Geiſtes. Ich habe ſie grundſätzlich nicht früh überladen wollen mit Studien

und Kenntniſſen, um ihr körperliches Gedeihen nicht zu ſtören. Sie hat einen hellen Verſtand, ſie wird ſich raſch aneignen, was noch fehlt. Aber jetzt fehlt es noch. Meine Tochter iſt ferner noch unfertig in der Ausbildung geſelliger Formen; ſie kann noch nicht repräſentiren neben Ihnen. Und doch müßte ſie das können, um nicht in Ihren eigenen Augen Anſehen und Werth zu verlieren. Sie kann noch nicht herrſchen. Das müßte ſie aber können, wenn auch in Milde und Liebe, ſobald ſie Kurfürſtin neben Ihnen ſein ſoll. Sie, gerade Sie, lieber Vetter, würden ſie ſonſt bald verkennen."

„O, wie gering achten Sie meinen Geiſt!"

„Im Gegentheil, Vetter. Hätten Sie weniger Geiſt, ſo wäre ich minder bedenklich. Ihr lebhafter Geiſt vergleicht unaufhörlich, und dieſen Vergleichen iſt mein Kind noch nicht gewachſen. Ich glaube, ſie wird es werden in einiger Zeit, da ihre Erziehung jetzt ein feſtes Ziel gewinnt und auf dieſes Ziel hingeleitet werden kann. Nach einem Jahre, nach zwei Jahren, lieber Vetter, wird die Frage vielleicht umgekehrt ſtehn."

„Umgekehrt?"

„Die Frage wird dann lauten: ob Sie Ihr Auge noch rein bewahrt haben für mein erwachſenes Kind. Der Mann erobert, das Weib bewahrt. Der Eroberer ſtrebt und trachtet unaufhörlich, er iſt beweglich und iſt ohne Unterlaß bedürftig. Das Weib, wenn es ein edles Weib, iſt einfach, iſt treu. Sie gehen nach Frankreich. Der Reiz iſt dort zu Hauſe, und die geſellige Geltung geht von dort aus.

Sei dieſe Geltung auch halb äußerlich, ſie beſticht doch Euch alle, auch die Beſſeren, ſowie das Gepräge den Umlauf der Münzen erleichtert, ohne Rückſicht auf den Metallwerth. Die Kunſt endlich, Vetter, die Kunſt iſt Dein Naturel, und die Kunſt iſt in Frankreich zu Hauſe. Sie wird Dich beſtechen — das darf ſie — ſie wird Dich aber auch vielleicht verblenden und verführen."

„Liebe Tante —"

„Sei tapfer, lieber Vetter! Die franzöſiſche Welt mit ihren ſchönen Eigenſchaften iſt nahe daran, ihren ſittlichen Kern zu zerbröckeln. Und doch liegt gerade darin ihre mächtige Reizung. Sei tapfer! Widerſtehſt Du dieſer Reizung und kommſt Du mit dem jetzigen Wunſche zurück, ſo wirſt Du von uns mit offenen Armen empfangen werden. Ich werde indeß Sorge tragen, die Ausbildung meines Kindes lebhaft zu betreiben oder betreiben zu laſſen."

„Aber, liebe Tante, ſie ſpricht ja doch franzöſiſch, und —"

„Sie ſpricht es noch nicht leicht, und es handelt ſich nicht blos darum, ſondern um Kenntniſſe aller Art."

„Wodurch man ihr natürliches Weſen, welches ſo bezaubernd iſt, zudecken und beſchädigen wird."

„Kein Unterricht wird ihr naives Weſen verändern. Und, wie geſagt, lieber Vetter, die Hauptſache iſt Ihr Weſen und die Veränderlichkeit deſſelben, welche ich fürchte. Aber verzeihen Sie — ich werde ſchwach. Sagen Sie

Vrony, ich bitte, nichts vom eigentlichen Inhalte — unſeres Geſprächs, und bleiben Sie — überzeugt, daß ich nichts ſo innig — wünſche — als Ihre Verbindung mit — meiner Tochter."

Sie lehnte ſich erſchöpft zurück, griff nach einem Flacon zur Stärkung und reichte ihm die Hand.

Er küßte ſie und entfernte ſich langſam. Er war ſehr betroffen. Daß ſie ihm Aehnliches zur Laſt gelegt, wie kurz vorher ſein Bruder, das erregte ihn tief.

Er war ein edler Menſch und warf ſich oft genug ſelbſt ſeine Fehler vor. Sind ſie alſo ſo deutlich und ſo arg? fragte er ſich jetzt und ging auf ſein Zimmer, dem Jäger Golz zurufend: man ſolle ihn in Ruh' laſſen, er wolle allein ſein.

„Und nicht zum Abendanſitz hinaus? Es regnet ohnedies."

„Gewiß zu morgen früh. Nimm ein Schrotgewehr mit."

„Ah!"

„Ich will abſolut einen Hahn ſchießen. Das Hänſeln muß aufhören. Laſſ' mich allein!"

Wunderlich genug trieb es ſein Bruder Fritz ebenſo. Er hatte mit der Büchſe des Vetters Immanuel XIX. wieder ſchlecht getroffen, war auch ärgerlich auf ſein Zimmer gegangen und hatte ſeinem erſtaunten Diener ebenfalls befohlen, am nächſten Morgen ein Schrotgewehr mitzunehmen, er wolle auch abſolut einen Hahn ſchießen. Er aber fluchte

geradezu über die dumme Welt und jagte ſeinen Diener brüsk hinaus. Da nahm er ein dickes Buch vor; es war eine Reiſebeſchreibung. Er hatte eine ſtarke Neigung, auf weite Reiſen zu gehen, und jetzt, meinte er, haſt du ja doch nichts Beſſeres mehr vor dir!

Immanuel XIX. fluchte ebenfalls, er fluchte auf den Regen. Da komme der Hahn ganz ſtill und die Herren gingen umſonſt hinaus. Die Jäger ſollten aber alle in den Wald, um für den nächſten Morgen die Standplätze der Hähne — er ſagte Hahnen — zu erfahren.

Er ſelbſt ſetzte ſich ärgerlich mit Warren zum Brettſpiele. Warren dagegen war guter Laune, denn er merkte, daß auch die Verlobung ins Regenwetter hineingerathen wäre.

Vrony ſah erſtaunt zu, wie die Gäſte verſchwanden, wie die Mutter einſilbig blieb. Und als zum Abendeſſen Niemand in den Speiſeſaal kam als Papa und Warren, da wurde ſie ganz beſtürzt.

Der Papa, nachdem er einen Augenblick bei der Mutter geweſen, kam höchſt mürriſch zurück und Warren's Unterhaltung verfing weder beim Vater noch bei der Tochter. Ihm aber gefiel ſie, und er lachte.

Es wurde eine unruhige Nacht für die Schläfer im Jagdhauſe. Draußen regnete es ſtill weiter.

Immanuel XIX. konnte gar nicht ſchlafen, wegen dieſes nichtswürdigen Regens, denn er wußte nur zu gut, daß das Geſchlecht der Hühner tief betrübt wird und unthätig

vom Regen, und der Auerhahn gehört ja zum Hühnergeschlechte. Er balzt nicht, wenn er naß wird. Wenn also der Regen nicht aufhört, dann gab es für den letzten Morgen keine Auerhahnjagd.

Unruhig wälzte sich Immanuel XIX. auf seinem Lager; mitunter fluchte er leise über das klatschende Wasser, welches an sein Fenster schlug. Mit einem Male prallte ein heftiger Windstoß an die Fenster, und noch einer, so daß sie heftig erzitterten. Ho! rief Immanuel XIX. ganz laut; er war ein wetterkundiger Herr und richtete sich halb auf, um besser zu horchen. Richtig! das Klatschen des Wassers hatte aufgehört. Er sprang auf und lief ans Fenster, das öffnete er und schaute hinaus. Hoho! rief er noch einmal und eilte im einfachen Gewande durch den Speisesaal hinaus auf die Veranda, um den Himmel breiter hin zu sehen, und dann schnalzte er mit der Zunge. Er war zufrieden, ging in sein Zimmer zurück, zog einige der nothwendigsten Kleidungsstücke an und eilte dann in eigner Person zum Vorzimmer des Kurfürsten hinüber, ungestüm an die Thür schlagend und den Jäger Golz weckend. „Der Regen hört auf", schrie er, „es wird ein schöner Balzmorgen, der Herr Kurfürst sollen aufstehen und hinaus eilen!"

Man muß in der Nacht hinaus, um zur richtigen Zeit an Ort und Stelle zu sein. Beim ersten Grauen am Himmel fängt der Hahn sein Liebesgluckſen an, was man Balzen nennt. Da kann man ihn im Halbdunkel ungesehen

anſpringen und beim erſten Lichtſchein ſehen und herunterſchießen.

Es gelang Alles. Der Morgen wurde ſtill und klar und die Jagdgäſte waren zu rechter Zeit in den Wald hinauf getappt. Immanuel XIX. hatte ſich befriedigt wieder auf ſein Lager geſtreckt, um endlich ein paar Stunden den Schlaf des Gerechten zu ſchlafen. Wenn ſeine Gäſte beim vollen Morgenſonnenſchein zurückkehrten, da würde ſich's zeigen, ob ſie die Beute brächten; er wenigſtens, Immanuel XIX., hätte ſeine Schuldigkeit gethan.

Die Sonne ſchien ſchon eine Stunde voll, da kam ſein Jäger mit der Siegesnachricht: Die fremden Herrſchaften ſchritten über der Wieſe daher, und jeder der beiden Herren, der Kurfürſt wie der Kurprinz, hätte einen Auerhahn.

Das war eine Freude, als ob eine große Schlacht gewonnen wäre. Kein Menſch ſprach davon, ob ſie auch in geſetzlicher Weiſe errungen wäre, und der Kurfürſt wie der Kurprinz waren höchſt vergnügt.

So ſind wir Menſchen! Das Gelingen einer Nebenſache verſetzt uns in gute Stimmung, und wir vergeſſen die Hauptſache, oder wir begrüßen doch den kleinen Gewinn als Vorſpiel des großen Gewinnes.

„Einſpannen!“ rief der Kurfürſt und ſagte leiſe zu ſeinem Golz: „Weg mit den Gewehren!“

Der ſo fein gebildete Herr legte doch großen Werth darauf, für einen waidgerechten Jäger angeſehen zu werden,

und ſetzte ſich in fröhlicher Stimmung zum Frühſtück im Speiſeſaale.

„Wird das Mühmchen nicht kommen?“ fragte er den Papa.

„Na, ob!“ erwiderte dieſer ſchmunzelnd, und da trat ſie auch wirklich ein, in beſcheidenem Morgenkleide mit fliegendem Haare, was ihr vortrefflich ſtand. Sie wurde zwiſchen den Kurfürſten und Kurprinzen geſetzt. Jeder zuckte ein wenig, aber Jeder erzählte nur ſeine Heldenthaten, ausführlich, in welcher ſchwierigen Manier er ſeinen äußerſt klugen Hahn bethört habe. Kurprinz Fritz etwas klüger und haſtiger, und dabei das Warmbier in großen Zügen ſchlürfend, welches Suſanna ſelbſt präſentirte unter Beihilfe ihres Nikodemus — der Kurfürſt künſtleriſch breiter, indem er Vrony alle Nebenumſtände ſorgfältig beſchrieb.

Da blies der Vorreiter draußen, man erhob ſich, man umarmte Immanuel XIX. mit Hingebung und wandte ſich dann zur Prinzeſſin Vrony. Der Kurprinz, in Allem voreilig, zuerſt. Er drückte ihr die Hand und blieb ganz ſtumm. Er war gerührt. Dann erſt der Kurfürſt. Er küßte ihr die Hand. Sie ließ es ſtill geſchehen; ein paar Thränen tropften aus ihren Augen . . . „Auf baldiges Wiederſehen!“ ſagte mit ſchwacher Stimme der Kurfürſt und er erlaubte ſich, ihr ein Thränchen mit dem Finger abzutrocknen. Sie aber nickte nur mit dem Kopfe, ſo daß die langen Haare ihr über's Geſicht fielen.

„Vorwärts!“ rief der Kurfürſt in ſichtlicher Aufregung, und nach ein paar Minuten ſaßen die beiden Herren im Wagen, und unter Blaſen und Peitſchenklang volterte die Kutſche fort.

Mit der Hand und dem Taſchentuche wurde noch weither und weithin gegrüßt.

Warren ſah lächelnd zu und ſprach zu Brony, welche ihn gar nicht gewahr wurde.

III.

Die beiden Brüder Kurfürſt Karl und Kurprinz Fritz ſaßen ſtumm nebeneinander im Wagen. Stumm, denn Jeder hatte einſam ſeinem Liebesleide nachzudenken. Der Gegenſtand dieſes Leids war ja ein und derſelbe, war Brony, und da war ein Austauſch der Gefühle unmöglich. Denn miteinander ſtreiten wollten ſie nicht; ſie liebten ja einander.

Die Fahrt ging trotz der vier Pferde nicht ſchnell, da die Wege an ſich ſchlecht und noch obenein vom Regen aufgeweicht waren. Nach einer Stunde war die Grenze erreicht, die Grenze zwiſchen Immanuel's XIX. Fürſtenthum und dem Kurfürſtenthum. Hier ſprach Kurprinz Fritz das erſte Wort. Er wollte ausſteigen bei der Umſpannung der Pferde und ſich von ſeinem Bruder trennen. Warum? Er hatte eine ländliche Beſitzung in der Nähe. Die wollte er beſuchen. Und nach Frankreich wollte er jetzt überhaupt nicht; er würde nach Italien reiſen. Dem Herrn Bruder wünſchte er gute Verrichtung in allen Dingen, und er hoffte, ſie würden ſich im Spätherbſte geſund wiederſehen in der Hauptſtadt des Kurfürſtenthums.

Kurfürſt Karl nickte und reichte ihm die Hand, Fritz drückte ſie kräftig und ſo ſchieden ſie.

Der Kurfürſt blieb im Wagen ſitzen und gab dem Golz die Ordre, nicht nach der Hauptſtadt fahren zu laſſen, ſondern gleich rechts den Weg nach Frankreich einzuſchlagen. Seinem Secretär befahl er, ſich geraden Weges nach der Hauptſtadt zu begeben und dem Kanzler die beſprochenen Anweiſungen zu bringen. Er ſelbſt, der Secretär, ſollte dann unverzüglich nach Paris folgen und beim kurfürſtlichen Geſchäftsträger nach der Wohnung des Kurfürſten fragen.

So ging's vorwärts gegen Weſten. Der arme Kurfürſt war in bedenklicher Stimmung, das heißt, er wußte ſich keinen Rath. Seine Liebe zu Vrony ſchien ihm unzweifelhaft und ihr Beſitz das größte Glück. Aber was Bruder Fritz und die Frau Tante geſagt, das ging doch bemerkenswerth gleichmäßig darauf hinaus: er werde das liebliche Mädchen unglücklich machen, wenn er ſie heirathete. Dies, das Schickſal Vrony's, war ihm die Hauptſache, weil er eben ein edler Mann war. Ob dies Unglück denn wirklich ſo eintreffen müßte, darüber ſann er nach Tag um Tag. Plötzlich hielt er bei dem Gedanken an: Nein! das kann vermieden werden, wenn Du Dich abſchließeſt mit ihr von der redſeligen Welt, wenn Du auf einem einſamen Schloſſe mit ihr lebſt. Schon wollte er ſtracks Ordre geben, daß man umkehre und in die Heimath zurückfahre. Aber, aber ſagte ſein kurfürſtliches Gewiſſen, das geht ja auch nicht!

Du haſt ja doch als Regent große, unermeßlich große Pflichten, Du mußt ja regieren, Du darfſt Dich nicht in die Einſamkeit zurückziehen, um blos Dein Herzensleben zu genießen.

Und ſo führten ihn die vier Pferde weiter nach Frankreich hinein, ohne daß er einen Entſchluß faſſen konnte. Die Zeit muß die ſchwere Frage löſen, ſtöhnte er, Du kannſt es nicht. Und dabei lehnte er ſich traurig auf ſeinem Sitze zurück, ſtürzte aber ganz unerwarteter Weiſe nach vorwärts und lag im Handumdrehen in der mißlichſten Stellung, beide Arme vorſtreckend, halb im Wagen, halb außerhalb des Wagens. Das linke Vorderrad war gebrochen und die große Kutſche ſaß feſt auf dem Boden.

Golz, der vom Bocke geflogen war, ohne ſich zu beſchädigen, raffte ſich ſchnell auf und griff zu, um ſeinem gnädigſten Herrn auf die Beine zu helfen, wenn dieſe kurfürſtlichen Beine nicht etwa den Dienſt verſagen ſollten. Das thaten ſie nicht; der Kurfürſt mit geſchmeidigen Jugendgliedern war ganz heil. Aber was nun? Man lag hilflos auf dem Pflaſter der Landſtraße in der Provinz Lothringen, und keine Stadt, kein Dorf war zu ſehen.

„Dort oben auf der Anhöhe unter Bäumen," rief Golz, „da liegt ein Schloß, dort müſſen wir Hilfe ſuchen."

„Die werdet Ihr auch finden," rief eine franzöſiſche Stimme von rechts.

Sie kam von einem Reiter, der auf einem gedrungenen Schwarzſchimmel, einem normanniſchen Hengſte, ſaß und einen

Reitknecht hinter sich hatte. Der Hengst wieherte. Er war aus einem Busche hervorgekommen, rechts von der Landstraße, just als Golz seinem Herrn auf die Beine geholfen.

Der Reiter auf dem Schwarzschimmel war ein alter Herr mit schneeweißem Haar; das Schloß auf der Anhöhe war das seinige, und er lud den verunglückten Reisenden höflich ein, in dem Schlosse so lange einzukehren, bis man aus der allerdings fernen Stadt Handwerker und Hilfsmittel herbeigeschafft hätte, um den Wagen wieder herzustellen. Er betrachtete den sich dankbar verbeugenden Kurfürsten aufmerksam und bot ihm das Pferd des Reitknechts an, wenn er es vorzöge, bis zum Schloß hinauf zu reiten.

Der Kurfürst nahm dies dankend an, und so ritten sie bald nebeneinander. Der Kurfürst stellte sich vor und der alte Herr begrüßte ihn als Marquis von Aubigny mit der ausgesuchtesten Höflichkeit eines Grandseigneur.

Das Schloß war mit einem kleinen Park mit mächtigen alten Bäumen umgeben und war nicht groß. Aber es schien ungemein wohnlich, ja künstlerisch eingerichtet zu sein. Ein schönes Stiegenhaus mit Statuen, hohe Zimmer mit Bildern geschmückt. Stilvolle Möbel, Alles athmete eine edle Stimmung.

Der alte Marquis bewohnte es allein mit seiner Gemahlin. Es war Mittagszeit, als die beiden Reiter ankamen. Sie waren nur langsamen Schritts geritten und

der abgesetzte Reitknecht war neben ihnen zu Fuß gleichzeitig angekommen. Er half dem Marquis vom Pferde, der lächelnd sagte:

„Die Schwenkung des rechten Beines über Sattel und Croupe wird mir schon sauer. Ich hoffe, Eure Hoheit haben Appetit, obwohl die Sonne erst im Mittag steht. Darin bin ich altmodisch, und meine Frau ist's mit mir; ich habe nur um diese Zeit Hunger, und so diniren wir wie unsere Altvordern so früh. Ich halte diese Zeit für die richtige und gebe darin meinen Ahnen Recht. Nehmen Hoheit vorlieb! Und übrigens wird die Herstellung Ihres Wagens über vierundzwanzig Stunden dauern, denn es muß nach dem fernen Nancy geschickt werden, um gute Arbeit zu erlangen, Hoheit müssen sich also mit unsrer Häus lichkeit bescheiden."

In einem kleinen behaglichen Zimmer war gedeckt; der Diener legte ein drittes Couvert auf, die Frau Marquise erschien, eine wohl conservirte ältere Dame mit silbergrauen Haaren, ganz in Schwarz gekleidet und von ungemein sanften, entgegenkommenden Formen, aber von sehr wenig Worten.

Der Marquis dagegen sprach sehr leicht und fließend. Er trug die Kosten der Unterhaltung und trug sie offenbar gern, weil er wohl sonst einsam lebte. Nachdem er sich über das heilige römische deutsche Reich mit Respect geäußert und das Kurfürstenthum seines Gastes gepriesen hatte, und

nachdem er sich durch einige discrete Fragen über die Verhältnisse dieses Kurfürstenthums näher unterrichtet hatte, knüpfte er daran seine französischen Betrachtungen.

„Wir sind hier in Frankreich und Navarra ganz anders," sagte er mit einem Tone überlegener Heiterkeit — „wir lieben den Wechsel. Der alte König Ludwig hat uns lange daran verhindert, aber der Regent holt jetzt nach. Ich sehe hier aus stillem Hafen zu. Was kann man als alter Mann Besseres thun! Ich wäre auch in Verlegenheit, wenn ich rathen sollte. Unsere Geschichte hat so jähe Veränderungen durchgemacht, daß wir verwirrt geworden sind. Richelieu und Ludwig XIV. haben unsere alte Adelsherrschaft zerbrochen, und der Letztere hat uns heruntergebracht zu einem bloßen Hofadel. Das gefiel mir nicht und da zog ich mich zurück. Jetzt geht es drunter und drüber von Paris aus. Der Regent ist ein geistvoller Mann, kein Mensch kann's leugnen, aber er ist ein Libertin nicht nur in den Sitten, nein, er ist auch ein Libertin des Geistes, er dreht alle Ansichten, alle Einrichtungen um und um, und wir sind einfach verblüfft. Wohin geht der Flug? Zunächst ist das eine Unterhaltung, wenn's nur nicht was Schlimmeres wird! Man hört, daß auch alles Eigenthum und Vermögen in Papier verwandelt werden soll."

„Ah?"

„Ja wohl. Ein schottischer Mathematiker soll ihm so etwas soufflíren. Nun, wir hier in unserem Schlößchen, dem

Reſte eines großen Marquiſates, wir beſtehen noch leidlich dabei. Meine Frau hat den Himmel."

„Aber Jules!"

„Doch, meine Liebe, doch! Du ſuchſt ihn und findeſt ihn in Deiner unerſchöpflichen Liebe für Jedermann und zunächſt für Deinen unwürdigen und herzlich dankbaren Jules. So leben wir ſtill dahin, und ein unerwarteter Beſuch eines jungen, liebenswürdigen deutſchen Kurfürſten iſt für uns ein Feſt."

Der Kurfürſt hatte nur immer zu danken und übermäßig ſorgende Freundlichkeit abzulehnen.

Nach Tiſche führte der Marquis den Kurfürſten im Schloſſe umher und zeigte ihm deſſen Einrichtung. Sie war beſcheiden, aber harmoniſch. Ein Bibliothekzimmer intereſſirte den Kurfürſten beſonders, weil der Marquis mit Sachkenntniß eine Auswahl trefflicher Bücher nachwies.

„Hier nähre ich mich mit Weisheit", ſagte er, „und meine Bilder ſchenken mir Schönheit. Sie ſehen, ich habe vorzugsweiſe Landſchaften. Der Anblick derſelben hält lange vor, ja er erſchöpft ſich nicht, wie das wohl mit Figuren ergeht. Ich bin am Ende ganz Landſchafter geworden, nicht blos in Gemälden. Ich reite täglich hinaus und erquicke mich am Anblicke der Gegend. Sie iſt gar nicht beſonders, aber darauf kommt es nicht an, auch eine einfache Gegend hat ihre Reize, und man entdeckt neue. In der That! Jeden Tag faſt entdeck' ich etwas Neues in ihr und bin erſtaunt, daß ich's früher nicht bemerkt habe. Wenn's Ihnen

recht iſt, reiten wir den Nachmittag hinaus, und ich zeig' Ihnen meine Ländereien und Waldungen, will ſagen, meine Landſchaften."

Das geſchah. Der alte Herr, eine kleine magere Geſtalt, ſchwang ſich wiederum mit Mühe in den Sattel, lächelte aus ſeinem fein geſchnittenen Antlitz über ſeine körperliche Schwäche und war dann auf dem Roſſe recht munter.

Dem Kurfürſten gefiel er augenſcheinlich, denn dieſer hörte ſehr aufmerkſam zu und er gab klaren Beſcheid, wenn der Marquis ausnahmsweiſe nach einzelnen Dingen im deutſchen Reiche fragte. Ausnahmsweiſe. Er wußte als richtiger Franzoſe auch damals blutwenig vom deutſchen Staate, und es kümmerte ihn nur Frankreich.

Die Landſchaft, welche er zeigte, war wirklich einfach: kleine Erhöhungen, kleine Bäche, ein Teich, kleine Büſche, ſelten ein großer Baum. Aber der Marquis fand überall artige Bilder heraus.

„Da drüben," ſagte er, „da unten und da oben, wo die Häuſer der einzelnen Vorwerke zu ſehen ſind, da war es freilich noch maleriſcher. Das gehörte mir früher Alles, und für die Schulden meines früheren Leichtſinns und — für ſonſt noch was habe ich das Alles verkaufen müſſen. Aber ich bin auch zufrieden mit dem, was mir geblieben iſt. Ich wäre es vielleicht nicht, wenn ich nicht meine Frau neben mir hätte. Sie erleichtert mir Alles, ſie iſt mein Schutzgeiſt. In meinen jungen Jahren hätte ich ſolch' ein

Weib für unmöglich gehalten, jedenfalls für langweilig. Und wie hilfreich iſt ſie mir geworden! Wenn ich über ſo viel verlorenen Beſitz und über meine Tochter außer mir gerathen wollte, da ſtreichelte ſie mir immer Zorn und Ungeduld hinweg, ich ſchämte mich neben ihr und ward ruhig. Sie iſt fromm. Das habe ich früher lächerlich oder kläglich gefunden. Jetzt ſeh' ich's mit Staunen und mit Verwunderung. Die Frömmigkeit bringt ihr eine himmliſche Ruhe, eine engliſche Geduld. Sie entſetzt ſich vor der Sünde, aber ſie iſt dabei im Stande, die Sünderin zu lieben. Vergeſſen Sie das nicht, mein werther Gaſt, wenn Sie eine Gattin wählen: ein ſtilles, gutes Weib iſt der Schatz des Hauſes."

Der Kurfürſt dachte ſogleich an Brony und nahm ſich vor, treu an ihr zu halten. Auch einen langen Brief wollte er ihr ſchreiben, ſobald er in Paris angekommen wäre.

Wer hätte gedacht, daß gerade dieſer vierundzwanzigſtündige Aufenthalt beim Marquis d'Aubigny verhängnißvoll werden könnte für ihn und Brony!

Und doch wurde er's. Nach dem Abendeſſen ſaßen ſie bei einem behaglichen Kaminfeuer zuſammen — ein kalter Wind ſtrich um das Schloß — der Kurfürſt, der Marquis und die Marquiſe, und der Marquis war in's Erzählen gerathen. Die Marquiſe wehrte leiſe ab, wenn er arge Dinge berührte, und er gehorchte ihr immer gutmüthig. Sie ging aber zeitiger zu Bett, und nun konnte er freier reden.

„Mit den Hühnern geht ſie zu Bett,“ ſagte er, „und ſteht mit den Hühnern auf. Dann geht oder fährt ſie bei jedem Wetter aus. Erſt zum heiligen Brunnen, wo ſie einen Schluck Waſſer trinkt, dann zu den Armen im weiten Umkreiſe, welche ſie beſchenkt oder doch tröſtet. Jener Brunnen iſt ihr täglicher Himmelstroſt. Er iſt offenbar in grauer Heidenzeit ein geweihtes Waſſer für die galliſchen Heiden geweſen, und die Pfaffen haben ihn, wie an hundert anderen Orten, für die Stätte irgend eines chriſtlichen Heiligen ausgegeben. Mit Recht, denn man glaubt daran, und jeder Glaube braucht Wunder und thut Wunder. Er thut ſie heute noch: ich hab's erfahren an einem wilden Morgen. Ich erzähl's Ihnen unbeſorgt, denn die ganze Welt kennt das Unglück, welches an jenem Morgen ein guter Freund hier herein brachte in unſer friedliches Haus. Er kam aus Paris, der gute Freund. Wir haben keinen Sohn, wir haben zwei Töchter. Die waren und ſind noch in Paris unter Aufſicht einer alten Tante. Die Mädchen mußten Kenntniſſe erwerben, mußten in die Welt eingeführt werden und kamen nur im Sommer zu uns daher. Die ältere war ſchön und war aufgeweckten Geiſtes. Dieſe Louiſe war mein Augapfel. Die jüngere, Thereſe, ſtill und gut, war der Augapfel meiner Frau. Meine Frau liebte aber die Louiſe nicht minder, wie ſich bald zeigte. Daß ich's kurz mache: der heilloſe Regent hat uns das Mädchen zu Grunde gerichtet. Er iſt nicht nur voll Geiſt, ſondern auch voll

Sittenloſigkeit, und hat an ſeinem engeren Hofe einen Verkehr zwiſchen Mann und Frau eingeführt, den man einfach lüderlich nennen muß. Frech nennen ſie ſich da ſelbſt „Roués“. Sie erlauben ſich Alles in Rede, Spiel und Liebſchaft. Das iſt denn für meine Louiſe, für ihren geiſtigen wie ſinnlichen Trieb ein erwünſchter Tummelplatz geworden. Sie hat ſich da ſo ausgezeichnet, daß ſie den Namen „Penthesilea“ erhalten hat, nach der wild-liebenden griechiſchen Mänade, welche den Achilles in toller Leidenſchaft vernichtet hat. Dieſe Nachricht brachte der gute Freund mit dem Zuſatze: Louiſens guter Ruf ſei dadurch für immer befleckt. Was that da meine gute Frau, während ich grimmig fluchte? Zitternd am ganzen Leibe, eilte ſie zu ihrem heiligen Brunnen, trank da und kam ruhig zurück. Sie liebt auch jetzt noch ihre Louiſe geradeſo, wie ihre unſchuldige Thereſe. Was ſollte, was konnte, was kann ich thun? Ich habe keine Macht mehr über das Mädchen, und ich trage wohl auch Schuld an ihrer Ausſchweifung.“

„Wodurch?“

„Sie brauchte viel Geld. Ich hätte es ihr verweigern ſollen, um ſie in Schranken zu halten. Ich aber verkaufte wiederum ein Stück Land um das andere, um ihr Geld ſchicken zu können. Dadurch habe ich ſie ausgerüſtet zu ihren verſchwenderiſchen Streichen, und als ich ihr endlich nichts mehr ſchicken konnte, da hat ſie ‚pah!‘ geſagt und iſt wahrſcheinlich kurzweg lüderlich geworden. Jetzt haben wir

nur Eile, die Thereſe von ihr wegzubringen. Die alte Tante beſchwört uns, das fromme Kind ins Kloſter gehen zu laſſen, wozu ſie den innerſten Beruf habe. Meine Frau ſagte natürlich von Herzen Ja dazu, und wie kann ich Nein ſagen? Wenn Eure Hoheit nach Paris kommen, da wird ſie ſchon für ihre Abreiſe rüſten, und wenn Sie ihr einen Brief mit unſeren Segenswünſchen mitnehmen und zuſenden wollen, ſo erfreuen Sie unſer Herz."

„Wie gern!"

Der alte Marquis ſenkte das Haupt und ſchwieg eine Weile, dann ſagte er mit ſchwacher Stimme: „Verzeihen Sie, daß ich Sie mit ſolchen Intimitäten behellige. Die Einſamkeit iſt ſchuld, in welcher man mit Niemand ſprechen, für Niemand ſich aufknöpfen kann. Meine Frau disputirt nicht, und Sie haben ein Auge und ein Weſen, welches Vertrauen erweckt."

Dann ſchöpfte er tief Athem und fuhr in friſcherem Ton fort: „Na, wie dem ſei, man muß ſich zu faſſen wiſſen, man muß einen Hafen ſuchen, ſei er auch noch ſo klein, und muß froh ſein, wenn man ihn findet. Ich hab' ihn gefunden. Wie? Wo? Iſt's mit einem Worte zu ſagen? Ja, ja doch. Die Gedanken der Menſchen wechſeln, demgemäß ihre Grundſätze, demgemäß ihre Thaten. Die politiſche Welt wird zu Zeiten ein Wirrſal, wie jetzt bei uns, und kein Menſch kann vorausſehen, ob die wirklich geiſtvollen Reformen des Regenten zum Guten oder zum

Schlimmen führen werden. Da thut man gut, auch ohne meine schmerzliche Erfahrung in meiner Familie, sich auf sich selbst zurückzuziehen und sich nach einer Quelle stiller Befriedigung umzusehen? Giebt es eine? Ja, sag' ich Ihnen aus Erfahrung. Diese Quelle ist die Kunst. Sie bringt Fertiges, Harmonisches. Von ihr leb' ich bescheiden, aber befriedigt. Glauben Sie mir?"

„Ich glaube Ihnen."

„Nun, Sie, Hoheit, haben ersichtlich auch Anlage dazu. Sie sind in allen Aeußerungen mäßig und besonnen; widmen Sie sich getrost dem Cultus der Kunst, er wird Sie beglücken!"

Am andern Morgen war der Wagen hergestellt und der Kurfürst reiste weiter, unter herzlichem Danke für den Marquis und die Marquise und mit dem Briefe versehen für das Fräulein Tochter Therese.

In Paris empfing ihn sein Geschäftsträger mit der Nachricht, daß der Regent, Herzog Philipp von Orleans, ihn gestern habe rufen lassen, um von ihm zu erfahren, ob es wahr sei, daß kurfürstliche Hoheit in Paris erwartet werde. Nachdem dies bestätigt worden, habe der Regent seine Freude darüber ausgedrückt, einen so wohl berufenen hohen Würdenträger des deutschen Reiches in Frankreich begrüßen zu können, und er habe um sofortige Anzeige vom Eintreffen des Herrn Kurfürsten gebeten.

Daraus ergab ſich, daß der Kurfürſt ſofort ſeine Antrittsviſite beim Regenten machen mußte.

Das that er denn um die Mittagszeit, und er fand in dem Regenten einen geiſtig und geſellig überaus behenden Mann, welcher ſich die beſten Früchte davon verſprach, mit einem jungen, aufgeklärten Fürſten des deutſchen Reiches all' die Reformgedanken beſprechen zu können, welche er für Frankreich ſoeben ins Werk ſetze. Er hatte hinzugeſetzt, daß er den Kurfürſten um ſeine Jugend beneide, und daß er wohl dieſe Jugend zur Geſelligkeit ſeines Hauſes einladen dürfe. Juſt am heutigen Abende verſammle ſich die Geſellſchaft ſeiner Umgebung zu einem kleinen Feſte, und man würde entzückt ſein, den deutſchen Herrn in dieſem Kreiſe zu bewillkommen. Da war nicht auszuweichen. Kurfürſt Karl war ja auch begierig, dieſe berühmten, um nicht zu ſagen, berüchtigten, Abendgeſellſchaften kennen zu lernen. Er erklärte alſo, als der Regent ihm einen Gegenbeſuch abſtattete, daß er der freundlichen Einladung mit lebhaftem Intereſſe nachkommen werde.

Auf ſolche Weiſe wurde dem Kurfürſten Zeit und Stimmung entzogen, an Brony, wie er gewollt, einen ausführlichen Brief zu ſchreiben.

Das Treiben der großen Stadt und die neue, fremde Welt machten ihm doch auch zu ſchaffen. Dieſer neuen, fremden Welt gegenüber war er nicht ohne Schüchternheit, und er trat des Abends einigermaßen befangen in die

glänzend erleuchteten Räume des Palais Royal, welches der Regent bewohnte.

Der Regent befreite ihn jedoch bald von der Befangenheit durch die ungezwungene Art, mit welcher er ihn empfing und ihn den Damen und Herren vorstellte. Zuerst der Herzogin von Berry, welche getreulich zum Regenten hielt, dann den Herzogen und Herren von Broglie, Noc[illegible], Brancas, Biron, Carillac, welche zu den Intimen gehörten und wohl auch zu den Roués gezählt wurden. Mit diesem Namen bezeichnete man die ausgelassene Gesellschaft im Palais Royal.

Der Regent war Allen überlegen an Gaben des Geistes und des Talentes. Er war ein mittelgroßer Mann, fleischig, ohne dick zu sein, und von blühend rother Gesichtsfarbe, welche durch schwarzes Haar und schwarze Perücke noch gehoben wurde. Er kam dem Kurfürsten mit ungesuchter Freundlichkeit, wie sie ihm eigen war, entgegen, und führte ihn durch die belebten Säle, in all' seinen Bewegungen graziös und in der Rede ungemein leicht und fließend.

Als der Kurfürst bei diesem Spaziergang bemerkte, daß man den Regenten von Frankreich im deutschen Reiche den zweiten Henri Quatre nenne, da strahlte das Antlitz Philipps von Orleans vor Freude, denn es war sein Lieblingswunsch, dem vierten Heinrich ähnlich zu sein.

„Wählen Sie sich die Gesellschaft," sagte er, als der Spaziergang sie wieder zum ersten Saal und zur Herzogin von Berry zurückführte, „wählen Sie frei nach Ihrem Ge-

ſchmack! Hier wird disputirt, und zwar gottlos dreiſt, im nächſten Saale ſpielen die jüngeren Leute mit einander, welche noch die Wallungen der Sinne mit den Wallungen des Herzens verwechſeln, und im dritten tanzen Masken, welche ſchon klarer wiſſen, was ſie wollen. Sie verlieren ſich zuweilen paarweiſe in die entfernteren Gemächer. Aber die Alle ſind nur Dilettanten, die virtuoſen Roués kommen erſt ſpäter durch jene hinteren Gemächer, wenn's zum Souper geht. Dies ſind die frechen Geiſter, welche das Laſter der ſogenannten Débauche offen proclamiren. Davor ſollen Sie als tugendhafter Deutſcher zunächſt noch behütet werden. Das bin ich meiner deutſchen Mutter ſchuldig. Ich werde Sie zur rechten Zeit warnen. Ah, Mademoiſelle," ſagte er plötzlich zu einer weiblichen Maske, welche ihm gefolgt war — „Sie behorchen mich?!"

Die Maske entwich ohne Laut, und der Regent führte den Kurfürſten zu einem runden Tiſche, an welchem ſich ein Theil der Anweſenden niederließ. Der Regent gab ein Stichwort zum Disputiren, indem er ein kritiſches Thema anſchlug.

Jene Maske, welche ſie behorcht hatte, war eine junge ſchöne Dame. „Ein deutſcher Kurfürſt!" hatte es plötzlich geheißen unter den Tänzern, „und ein junger! Ein Blondin! Ah, ein Blondin! Welche Seltenheit!" Er gefiel der ſchönen Dame; ſie ließ ihren Tänzer ſtehen und ging unſcheinbar neben oder hinter ihm und dem Regenten. Sie

wollte ihn reden hören. Er redete wenig, aber auch ſeine kleinen Bemerkungen in einem etwas fremdartigen Franzöſiſch erſchienen ihr hübſch, weil ſie einfach und natürlich waren.

Als ſie auf die Anrede des Regenten entwich, gerieth ſie in eine Fenſterbrüſtung des zweiten Saales und wurde dort von Herrn von Carillac aufgehalten, welcher ihr ſagte: „Ich habe eine Notiz für Sie.“

„Was denn?“

„Heute Nachmittag war ich bei der Gegenviſite zugegen, welche der Regent dem deutſchen Kurfürſten machte, und da hörte ich den Kurfürſten ſagen: er hätte Ihren Vater in Lothringen beſucht —“

„Meinen Vater?“

„Ja wohl, Ihren Vater. Und von dieſem habe er die Beſtellung eines Briefes übernommen für deſſen Tochter. Alſo vielleicht für Sie.“

„Vielleicht. „Ich danke für die Notiz.“ — Und damit ging ſie weiter, der feſten Ueberzeugung, daß der Brief für ihre Schweſter Thereſe beſtimmt ſei. Denn an ſie ſchrieb ihr Vater nicht mehr.

Sie war Louiſe von Aubigny, die ſo gut wie Verſtoßene.

Nach kurzem Sinnen kehrte ſie zu Carillac zurück mit der Frage: „Schien es, als ob der Herr Kurfürſt perſönlich den Brief abgeben wollte?“

„So ſchien es allerdings.“

Das war dieſer abenteuerlichen Dame hinreichender

Grund, an eine Intrigue zu denken, welche Unterhaltung verſpräche. Dazu wollte ſie ſich den Blondin doch noch näher anſehen. Sie ging alſo an die Thür des erſten Salons, wo er neben dem Regenten ſaß, hüllte ſich in den Thürvorhang und ſah und hörte aufmerkſam zu. Sein Aeußeres gefiel ihr poſitiv. In die Streitfragen miſchte er ſich nur wenig, gab aber, wenn man ihn aufforderte, einige geſchickt ausweichende Antworten. Das gefiel ihr auch.

Jetzt aber begann der Lärm von den hinteren Zimmern her. „Die Debauché's kommen!“ rief man, und man ſtand auf am runden Tiſche. Der Regent ſchien dem Kurfürſten zuzuflüſtern, dies ſei der gefährliche Moment, vor welchem er ihn ſchon gewarnt, und der Kurfürſt — empfahl ſich.

Er hatte auch Eile, denn man pflegte nun die Eingänge zu barrikadiren. Es mochte in Paris oder Frankreich paſſiren, was da wollte, jetzt durfte keine Nachricht eingelaſſen werden für den Regenten.

Es begann die Tafel im Erdgeſchoß, und man ſtieg hinab. Der Speiſeſaal grenzte unmittelbar an die Küche, und dieſe Küche war von ungemeiner Pracht. Alles Küchengeräth war von ſchwerem Silber, und unter den Debauché's gab es Kochkünſtler, welche in dieſe Küche eilten, um Anordnungen zu treffen für ausgeſuchte Delicateſſen, wozu ſie auch wohl ſelbſt Hand anlegten.

Bei dieſer Abendtafel blieben von den Damen nur diejenigen leichterer Sorte, welche kaum an einem dünnen

Faden mit der beſſeren Geſellſchaft zuſammenhingen, denn man ſprach und aß und trank beſonders in ungebührlicher Weiſe.

Der Louiſe von Aubigny ſagte man nach, daß auch ſie einige Male an dieſen Orgien theilgenommen habe. Heute aber eilte ſie nach Hauſe in ihr kleines Palais weit hinten im Faubourg St. Germain. Es war zwiſchen Hof und Garten, wie die Franzoſen ſagen, ein einſtöckiges, zierliches Haus, welches noch aus der begüterten Zeit der Aubigny's ſtammte.

Zu ebener Erde wohnte die ältere Schweſter Louiſe, im erſten Stocke Thereſe mit der alten Tante.

Am nächſten Morgen wollte Thereſe mit der Tante wirklich abreiſen, wie der Marquis zum Kurfürſten geſagt hatte, und zwar nach dem Süden in ein ſavoyiſches Kloſter.

Das bot ſich wie beſtellt für die Intrigue, welche Louiſe in der Geſchwindigkeit plante.

Sie eilte hinauf, um Abſchied zu nehmen und die Schweſter in der Abſicht ſofortiger Abreiſe zu beſtärken. Die Tante und Thereſe waren ſchon zu Bett, aber Thereſe ſchlief noch nicht. Louiſe eilte zu ihrem Lager und küßte ſie zum Abſchiede, denn morgen Früh werde ſie wie herkömmlich noch ſchlafen. „Kümmere Dich alſo morgen Früh gar nicht um mich, liebe Thereſe, und reiſe getroſt, aber ſchreib' mir aus dem Kloſter!"

Sie liebte dieſe ſtille Schweſter ganz zärtlich, obwohl ſie den klöſterlichen Sinn derſelben nicht begriff.

Als ſie am andern Morgen erwachte, fragte ſie ihre Madelon, ein äußerſt gewitztes Kammermädchen, ob Tante und Schweſter wirklich fort wären? — „Ja". — „Nun, dann beſtelle beim Portier, daß alle Briefe, auch die an meine Schweſter adreſſirten, an mich abgegeben werden. Thereſe iſt dann noch hier. Verſtehſt Du?" — „Ja." — „So geh' nun, beſtell' es genau und ſtreng!"

Dies war die Einleitung zu der Intrigue. Sie lachte im voraus über das, was ſich daraus ergeben könnte. Jedenfalls die Bekanntſchaft mit dem charmanten Blondin, welcher zum Ueberfluß ein großer regierender Herr wäre.

Wirklich! Nach einigen Stunden fuhr eine große Karoſſe vor, und der Kurfürſt in ihr ließ anfragen, ob er perſönlich einen Brief des Herrn Marquis von Aubigny an die Tochter deſſelben, Fräulein Thereſe von Aubigny, überreichen könnte.

Der eben erſt unterrichtete Portier fragte bei Madelon an. Die Antwort lautete „Ja".

So wurde der Kurfürſt bei Fräulein Louiſe eingeführt und hielt ſie für Fräulein Thereſe. Der wirklichen Louiſe würde er keinen Beſuch gemacht haben.

Sie hatte kaum erwartet, daß es ſo ſchnell gehen würde; ihr Plan war ja erſt im Keim. Dennoch hatte ſie ſich ſchon vorgeſehen und eine Toilette gewählt, welche die ſchickliche Mitte hielt zwiſchen Reizung und Enthaltſamkeit. Sie konnte ſich auch getroſt auf ihr griechiſch geſchnittenes

Antlitz, ihren feinen Mund, ihre geiſtſprühenden Augen und ihr üppiges dunkles Haar verlaſſen.

Sie begrüßte ihn mit ſorgfältig gedämpfter Stimme und bat demüthig, ihr ſogleich eine Unſchicklichkeit zu verzeihen, die Unſchicklichkeit nämlich, daß ſie den Brief ihres Vaters in Gegenwart des Gaſtes öffne und überblicke.

Der Kurfürſt verbeugte ſich und betrachtete mit Wohlgefallen das ſchöne Weib, welches den Brief wirklich nur überflog und raſch mit der Hand in den Schooß ſinken ließ, aus ihm die Anknüpfung des Geſpräches ergreifend.

„Unſer guter Vater," ſagte ſie, „iſt immerdar die Güte ſelbſt für uns und läßt ſich durch unſere himmliſche Mutter ſtandhaft täuſchen über den Charakter ſeiner Töchter."

„Täuſchen?"

„Ja wohl, ich heiße immer wieder, auch in dieſem Briefe die Fromme, meine arme Schweſter Louiſe die Leichtſinnige. Ich bin nicht fromm genug, um ſolches Lob zu verdienen, und Louiſe iſt nicht ſo leichtfertig, als man ſie ſchildert. Sie hat ſich ſoeben eine Buße auferlegt für das, was man ihr nachſagt in Bezug auf ihren Verkehr mit den Geſelligkeitskreiſen des Regenten. Dieſe Kreiſe ſind ſehr gefährlich, das iſt wahr, und ich meide ſie deshalb grundſätzlich. Sie behandeln den Glauben an Gott, an Unſterblichkeit, an Strafe des Himmels mit einer Gleichgiltigkeit, ja mit einem Unglauben, daß nicht blos ein junges Mädchen davor erſchrecken muß. Aber ein junges Mädchen ſieht

eben nicht weit voraus, und ſo hat auch Louiſe erſt ſpäter erkannt, wie groß die Gefahr ſei. Aber ſie hat's erkannt und iſt deshalb jetzt entflohen. Die üble Nachrede wegen einer Liebſchaft — ihr dreiſter Liebhaber, welcher ſie unbedacht bloßgeſtellt, war übrigens, wunderlich genug! ein Landsmann Eurer Hoheit — ein deutſcher Edelmann."

„Ah!"

„Die üble Nachrede iſt Louiſens Glück geworden; ſie hat ihr die Augen geöffnet. Wir werden ja ſehen, ob die klöſterliche Einſamkeit, in welche ſie ſich jetzt zurückzieht, ihren fröhlichen Geiſt ſo weit dämpfen werde, daß ſie ruhigen Sinnes in die Welt zurückkehren kann, oder ob ſie ſich entſchließt, wirklich den Schleier zu nehmen."

„Sogar den Schleier?"

„Ich, die man fromm nennt, und die der Schweſter folgen wird, ſobald nach einigen Tagen die Angelegenheiten unſeres kleinen Haushaltes abgeſchloſſen ſind, ich bin gar nicht für den Schleier. Wenn man gute Werke thun will, ſoll man ſich nicht in Unthätigkeit zurückziehen. — Aber das Alles iſt wohl nicht für Sie, Hoheit, denn ſoviel ich weiß, ſind Sie ja ein Ketzer."

„Ja, ſo nennen Sie uns: ich bin ein Proteſtant."

„Proteſtant! Es fragt ſich nur, gegen was Alles Sie proteſtiren, und ob da irgend eine Religion übrig bleiben kann."

„Wir ſind der Meinung".

„O, darüber ſollen Sie mich unterrichten! Ich habe eigentlich ein lebhaftes Bedürfniß, die Verſchiedenartigkeit kennen zu lernen, mit welcher ſich das religiöſe Bedürfniß äußert. Meine Mutter ſagt, dieſe Wißbegierde ſei ein Fehler. Sagen Sie's auch?"

„O nein; im Gegentheil".

„Das iſt lieb. Mein Vater iſt auch Ihrer Meinung. Aber hier in Frankreich erfährt man nichts Aufrichtiges über Eure ketzeriſchen Grundſätze! Wäre es nicht unbeſcheiden, ſo bäte ich Sie um Belehrung."

Der Kurfürſt lachte und entgegnete, „daß er doch eigentlich kein Theologe wäre, aber ganz gern auf ihre einzelnen Fragen antworten werde."

In dieſem Stile ging die Unterhaltung fort, ſie wurde ein theologiſches Examen, und die eigentlich aufgeklärte Louiſe hatte die größte Noth, in ihrer Rolle zu bleiben. Sie wußte aber einzelne unbedachte Aeußerungen immer wieder gut zu machen, denn ſie ließ ſich mitunter zu einer witzigen Wendung verleiten.

Gerade das aber gefiel dem Kurfürſten außerordentlich, und er verſicherte ihr, daß ihre Frömmigkeit charmant und für jeden Ketzer unterhaltend wäre.

Kurz, man trennte ſich unter der ehrlichen Verſicherung, daß jeder Theil den angenehmſten Eindruck erhalten habe.

„Und wo kann ich hoffen", ſchloß der Kurfürſt, „eine ſo bezaubernde Frömmigkeit wiederzuſehen?"

„O nirgends, zu meinem lebhaften Bedauern, nirgends als hier. Ich gehe nicht in die Welt und habe jetzt vor, sobald meine Schweſter ihren feſten Wohnſitz mir angezeigt, ihr zu folgen. Am liebſten würde ich reiſen, um zu lernen, um den mannigfaltigen Sinn der Menſchen kennen zu lernen, alſo ins Ausland reiſen, aber dazu fehlt mir eine paſſende Begleitung."

„Wie wäre es mit dem deutſchen Reiche, wo ſie die Ketzer finden?"

„Hoheit ſcherzen. Aber da eine junge Dame einem jungen Herrn keinen Gegenbeſuch machen kann, ſo habe ich leider keine Ausſicht – "

„Mich wiederzuſehen? Es bedarf nur der leiſeſten Andeutung, daß die Wiederholung meines Beſuches nicht ungelegen käme, dann dürfte ich hoffen —"

„Ei, Sie ſind ja galanter, als ein Franzoſe, und doch bezichtet man hier in Paris Ihre Landsleute — basta! Man kennt Euch nicht und glaubt, Ihr wohntet in dichten Wäldern, ohne auch nur leiſe anzudeuten, daß mir die nähere Bekanntſchaft dieſes Gegenbeweiſes unerwünſcht wäre. Ich habe ja ſchon geſagt, daß ich wißbegierig bin."

„Ich bedanke mich. Alſo auf Wiederſehen, Fräulein von Aubigny!"

„Sie werden zur Abendzeit immer in Anſpruch genommen ſein von dem Regenten."

„Er geht ſchon morgen nach Verſailles, und ich bin

frei, die Merkwürdigkeiten von Paris zu ſtudiren, die Merkwürdigkeiten und die Schönheiten. Alſo auf Wiederſehen!“

Sie ſah ihm ſinnend nach. Kaum, daß ſie lächelte. Wie denn? Der dreiſte Scherz war ja doch in ſeiner Einleitung gelungen?

Ja, das empfand ſie wohl, und darüber hätte ſie lachen können. Aber der Scherz kam ihr plötzlich vor, als hätte er eine ernſthafte Bedeutung. Nicht weil man den Trug mit dem Namen ihrer Schweſter entdecken und ſie anklagen könnte — das machte ihr wenig Sorge. Sie war ein Kind des Regentenkreiſes, in welchem man ſich die dreiſteſten Dinge geſtattete. Nein, die ernſte Beimiſchung betraf die Perſon des Kurfürſten. Er hatte ihr ſehr gefallen, er war ſo ganz anders, als einer der Liebhaber, mit denen ſie bisher näher verkehrt hatte. Die blonde Schönheit war ihr neu. Und das war's nicht allein, ſo fein, ſo zurückhaltend und doch dabei ſo verbindlich hatte ſie noch keinen Mann neben ſich geſehen. Ihre Schönheit — und ſie war ſich derſelben bewußt — hatte erſichtlich keine beſondere Rolle geſpielt. Darüber ſtaunte ſie, dies begegnete ihr zum erſten Male, und daraus entſprang ihr der Gedanke: dies iſt am Ende nicht der Mann für ſolchen Scherz. Sollſt du ihm nicht beim erſten Beſuche die Wahrheit ſagen? fragte ſie. — Dann — fuhr ſie fort — verläßt er dich ſogleich: darnach ſieht er aus, denn deinen bemakelten Ruf kennt er wahrſcheinlich. Der Vater hat ihm nur für Thereſe den Brief mitgegeben.

und meiner gar nicht erwähnt. Was thun?— Die nächste Begegnung abwarten, da wird ſich's von ſelbſt finden, was zu thun ſei.

Jedenfalls mußte ſie zu Hauſe bleiben, um die Täuſchung aufrecht zu halten. Das war langweilig. Nicht doch! So war ſie nicht. Sie war literariſch gebildet, ſie las gern. Richtig! ſagte ſie plötzlich, ich fange an, Memoiren aufzuſchreiben. Der Klub beim Regenten, die Schilderung dieſer Perſonen, das iſt ein Thema, welches ihn intereſſiren wird, und mich unterhält es auch. Zunächſt Skizzen, die leſ' ich vor, und mündlich führ' ich ſie aus.

Auf den Kurfürſten hatte ſie eine reizende Wirkung ausgeübt. Er war ja eine Künſtlernatur, und ein ſo klaſſiſch ſchönes Weib mit ſo lebhaftem Geiſte, mit ſo klarer Bildung mußte ja einen ungemein günſtigen Eindruck auf ihn machen. Eine ſolche Dame war ihm noch nie begegnet. Und Brony? O, er dachte wohl an ſie und lachte, wenn er ſich beide neben einander vorſtellte, er lachte über den Contraſt. Brony, ſeine liebe Brony, das iſt ja ganz was Anderes!

Aber ſchreiben mochte er in dieſem Augenblicke nicht, dafür war er nicht geſammelt genug; und von dieſer ſeiner erſten Bekanntſchaft in Paris ihr zu erzählen, das ſchien ihm doch unpaſſend.

Sein Sekretär war indeſſen angekommen und ſtellte ſich vor. Er war ein franzöſiſcher Schweizer aus Genf und war ein ſehr ordentlicher, gewiſſenhafter, noch junger Mann

des Namens Tissot. Der Kurfürst pflegte ihm die Briefe zu dictiren und Tissot fragte jetzt: „An die fürstliche Familie Immanuel's XIX. haben Hoheit wohl schon eigenhändig geschrieben?"

„Nein. Ich wollte allerdings, aber der Strudel hier hat mich gleich ergriffen. Setzen Sie immerhin einen Brief auf an die Frau Fürstin und legen mir ihn vor".

„Hoheit wollen französisch an die Frau Fürstin —?"

„Mein Gott, ja ich weiß, es paßt nicht recht; aber ich komme jetzt nicht dazu. Thun Sie's nur!"

IV.

Kurfürſt Karl war in angenehmer Erregung, um nicht Aufregung zu ſagen, von der neuen Bekanntſchaft. Geiſt und Schönheit zuſammen bringen ja die Erregung zu Stande, und dies — meinte er — iſt doch das Wünſchenswerthe.

Des andern Tags machte er pflichtſchuldigſt ſeine Viſite bei der Mutter des Regenten, der ſogenannten Pfalzgräfin. Sie war nicht nur eine geborene Deutſche, welche ihr deutſches Weſen mit beſonderem Nachdrucke unter den Franzoſen aufrecht erhielt, ſie war auch ſeine Verwandte. Daß man ſie mitunter abſchmeckend „die Sauerkraut-Prinzeſſin“ nannte, das that ihr keinen Abbruch; ſie lachte dazu, und ſie empfing denn auch ihren Vetter Karl mit derben, germaniſchen Ausdrücken.

Das gefiel ihm nicht, und er ging kopfſchüttelnd von ihr. Ein unangenehmer Gedanke beläſtigte ihn dabei: ſollte Vreny auch einmal ſo werden? Sie wächſt auch unter Bauern auf und läßt ihrer Natürlichkeit freien Ausdruck, wenn auch angenehmer. Kann das bei vorſchreitendem Alter

wohl eben ſo derb werden, wie bei dieſer Pfalzgräfin? Nicht doch! Aber dieſer Gedanke war doch läſtig.

Der Frühling war in Paris vollſtändig eingekehrt, es grünte und blühte überall in den Gärten, deren Paris damals ſehr viele hatte, namentlich am linken Seine-Ufer, und im Tuileriengarten, in deſſen Nähe der Kurfürſt wohnte, ſangen die Vögel, daß er's in ſeinem Zimmer hörte. Er fuhr hinaus ins Freie, er wollte die Umgebungen der Hauptſtadt kennen lernen. Meudon in ſeinem waldigen Bergwinkel gefiel ihm, Verſailles entzückte ihn. Dieſer Lenôtre'ſche Gartengeſchmack, welcher die Bäume wie Baumaterial behandelt und in großem Stile gruppirt, mußte einem Mann wie ihm imponiren. Bildung und ſchönes Maß war ja doch das Grundelement in ihm. Die Steifheit hätte ihn ſtören können, aber dieſe ſorgfältig gepflegten, mit plaſtiſchen Kunſtwerken angefüllten, vielleicht gar zu gradlinigen Gärten erweiterten ſich ja zu weiten und tiefen Waldgegenden und gingen in den Wald über. Das beſtach ſeine deutſche Neigung und ſo wurde es ihm gebildete Poeſie.

Den Gruppen der Hofleute — der Regent war heute in Verſailles — ging er vorſichtig aus dem Wege, und war höchlich erbaut, immer wieder eine neue reizende Anſiedlung nach der andern, wie Groß- und Klein-Trianon, zu entdecken, wodurch die ganze Gegend wie eine ganze Cultivirung zur Schönheit, wie ein ganzes Kunſtwerk erſchien. Dazu ſangen Droſſeln und Stieglitze und die gemeinen Finken

ringsum, und es glitzerte die Sonne durch die Baumkronen — er war durchweg in erfreulicher Stimmung. Ganz ohne Frauenbilder! meinte er.

Das war jedoch unrichtig. Aus den Waldpartien lachte das fröhliche Auge Vrony's; durch die verschnittenen, haushohen Baumgänge, mit der Aussicht auf Schlösser, sah er die vornehme Figur des Fräuleins von Aubigny einherschreiten.

Er hätte die Letztere wohl auch des Abends schon wieder aufgesucht, aber er kam erst bei einbrechender Nacht in seine Pariser Wohnung. Es gab damals noch keine Eisenbahnen.

Aber am nächsten Abende verfehlte er nicht, wieder hinüber zu fahren in das kleine Palais „zwischen Hof und Garten" und Golz aufzutragen, daß er mit dem Wagen zu warten hätte.

Golz war ein Anhänger Vrony's und er hatte den Tissot veranlaßt, nach einem Briefe zu fragen für das Prinzeßchen. Die Nachricht von einem französischen Briefe an die Fürstin hatte ihm mißfallen, und der wiederholte Besuch hier in dem stillen Palais, welcher schon das erste Mal lang gedauert hatte, kam ihm bereits verdächtig vor. Das Warten mit dem Wagen verstand sich ja von selbst; wenn's also der Herr besonders ankündigte, dann war's auf ein langdauerndes Warten abgesehen.

Ja wohl, Fräulein Louise, jetzt Therese genannt, hatte gehofft, der interessante Blondin werde am andern Tage wiederkommen. Sie war an schnelle Siege gewöhnt. Sie

hatte ſich alſo umſonſt paſſend angezogen, um den Uebergang von Frömmigkeit zur Freiheit in kleinen Schritten auszuführen. Er war nicht gekommen! Hatte er nachgefragt? Hatte er entdeckt?

Heute war ſie noch einen Schritt weiter gegangen in der Toilette; ſie war bereits ſelbſt eingefangen in dem Roman, welchen ſie angelegt hatte, ſie war bereits geſpannt. Kam er heute nicht, dann — da kam er.

Nun blitzte Alles in ihr und an ihr von Leben, von Fröhlichkeit, von witzigen Wendungen, von allerliebſter Laune der Verführung, welche indeß immer raſch und fein gedämpft wurde, ſobald ſie bemerkte, daß die geiſtigen Reize glücklicheren Eindruck machten als die ſinnlichen.

Ihre vorbereiteten kleinen Memoiren, die Schilderung franzöſiſcher Notabilitäten, machten vollſtändiges Glück beim Kurfürſten, und die Stunden flogen dahin. Golz im Hausflur draußen war ſehr ſchlechter Laune, und verfügte ſich in's Vorzimmer, als ob er dadurch den Ausbruch ſeines Herrn beſchleunigen könnte.

Als der Kurfürſt ſich endlich zum Fortgehn erhob, da konnte man ſagen: es iſt ein neues Liebesverhältniß entſprungen. Sie ſtand vor ihm mit liebevollem Ausdruck des klaſſiſch ſchönen Kopfes, mit wildem Feuer des dunklen Auges und reichte ihm die Hand zum Abſchiedskuſſe. Der Aermel fiel zurück und ließ den blendenden Arm zur Augen-

weide. Dieſer Augenweide war ſie ſich ſo bewußt, daß ſie ſeine Hand leiſe drückte.

Er erwiderte den Druck nicht. Betroffen von der Sprödigkeit dieſes kalten Deutſchen, ſuchte ſie raſch nach einem anderswohin lenkenden Abſchiedsworte und ſagte: „A propos Hoheit, haben Sie davon geſprochen, daß Sie mich beſucht haben und beſuchen?“

„Geſprochen? Nein. Mit wem ſollte ich?! Ich verkehre mit Niemand.“

„Das iſt mir angenehm. Meine Bitte kommt alſo noch recht. Sie lautet: Sprechen Sie nicht davon, daß Sie mich kennen und beſuchen.“

„Warum denn nicht?“

„Mein Gott, ich bin ein noch junges Geſchöpf — denn ich bin noch jung — ich bin augenblicklich allein; die Sittenhüterin, meine Tante, iſt mit meiner Schweſter fortgereiſt, ich will nicht der Mediſance ausgeſetzt ſein, welche jetzt frecher herrſcht als je und welche ſich ohnehin ſchon unſeres Namens bemächtigt hat, weil meine Schweſter dazu Veranlaſſung gegeben. Mein Ruf iſt unangetaſtet und er ſoll es bleiben. Bin ich auch nicht — Sie wiſſen es ja ſchon aus unſern Geſprächen — bin ich auch nicht ſo fromm, wie man mich preiſt, um einen Contraſt zu haben für meine Schweſter, ſo bin ich doch — eben nicht meine Schweſter. Falls unſer geſelliger Verkehr nicht abgebrochen wird —“

„Warum ſollte er das?“

„Wer kann das wiſſen! Dauert alſo unſer Verkehr länger, dann werd' ich Sie in ein Geheimniß einweihen, welches unſern Umgang erleichtern wird, auch vielleicht für die Oeffentlichkeit erleichtern wird."

„Ein Geheimniß? Für die Oeffentlichkeit?"

„Fragen Sie jetzt nicht. Zeigt es ſich, wenn Sie Ihre ſtillen Beſuche bei mir wiederholen, daß es Ihnen um die Kenntniß meines Geheimniſſes wirklich zu thun iſt, dann —"

Sie pauſirte und drängte ihren Blick gleichſam in ſeine Augen.

„Dann?"

„Dann mache ich Sie vielleicht zum Mitwiſſer."

„Warum nicht gleich?"

„O nein! Ich kenne Sie noch zu wenig. Sie ſind bis jetzt ſehr ſparſam geweſen in der Mittheilung Ihrer perſönlichen Verhältniſſe. Ich hab' alſo noch kein Recht, Sie mit meinen perſönlichen Verhältniſſen zu behelligen. Alſo bis auf Weiteres!"

Sie hatte ihre Hand nicht zurückgezogen; jetzt erſt that ſie's langſam und vorſichtig, und jetzt hielt er ihre Hand feſt, küßte ſie noch einmal und ging — nicht ohne Erregtheit.

An der Thür hielt er inne und ſprach zurück: „Das muß ich noch ſagen: ich ſpeiſe morgen in Verſailles beim Regenten. Der Rückweg nach Paris wird mich zu ſehr verſpäten, als daß ich noch —"

„Beſſer ſpät, als gar nicht. Sie ſind die Liebenswürdigkeit ſelbſt.“

Dieſer Herr Kurfürſt bedachte nicht, daß die Neigung mit den Abendſtunden wächſt.

Er bedachte überhaupt nichts mehr, er ſchwamm dahin und ſein Loſungswort lautete nur: das franzöſiſche Leben kennen lernen! Mit dieſem Loſungsworte beſchwichtigte er ſein Gewiſſen. Tagsüber beſuchte er auch gewiſſenhaft alle Merkwürdigkeiten der großen Stadt, und ſeinem Sekretär Tiſſot dictirte er jeden Morgen ein Journal, welches Alles aufzählt, was er angeſehen.

Leibjäger Golz drängte im Geheimen immer wieder in Tiſſot, den Herrn an die Heimath zu erinnern, denn die Abendbeſuche bei der Dame da draußen beunruhigten ihn. Er hatte im Vorzimmer aus Langerweile die Bekanntſchaft der Kammerjungfer gemacht. Sie heiße Madelon, ſagte er zu Tiſſot, und ſei mager, habe aber verbrecheriſche Augen. Auch dieſe Perſon erhöhe ihm den Verdacht, welchen er für den gnädigen Herrn hege. Sie ſei kurios weiblich. Leider verſtehe er nur wenig von ihr, denn ſie ſpreche nur franzöſiſch. Aber daß ſie deutſch von ihm lernen wolle, das komme ihm doch zudringlich vor.

Golz war nicht mehr ſo jung wie ſein Herr, aber er war von kräftiger Geſtalt. Er fing jetzt an, grob zu werden gegen Tiſſot, weil dieſer den Kurfürſten nicht hinlänglich an ſeine vaterländiſche Schuldigkeit erinnerte. „Ich darf nicht,“

erwiderte Tissot, „der Kurfürst wird immer ungeduldig, wenn ich nach Aufträgen frage für die Familie Immanuel's XIX. Er thut, als ob er beleidigt wäre von dort."

Am nächsten Abend kam der Kurfürst wirklich erst gegen 9 Uhr zu seiner neuen Freundin im kleinen Palais, und Madelon lachte darüber dem mürrischen Golz ins Gesicht. Golz merkte wohl, was das Lachen bedeutete, obschon er wieder nicht verstand, was sie sagte. Er verstand doch den Spott, und er übersetzte ihn in die Worte: Dein junger Herr Kurfürst aber ist arg geschossen.

Wie sollte es auch nicht sein! Abgesehen von allen Reizen einer so jungen schönen Dame — und sie wurde alle Tage schöner, fesselte sie ihn immer enger durch ihren Geist. „Hier lernst Du das Beste der Franzosen kennen," mußte er sich immer wieder gestehen. Oder vielmehr: das brachte er vor zu seiner Entschuldigung.

An diesem Abende nun stürmte Geist und Schönheit vereint gegen seine deutsche Naivetät — kann er da widerstehen?

Madelon öffnete ihm lachend die Thür und schloß sie hastig ohne Antwort, obwohl ihre Herrin erschreckt rief: „Aber Madelon, wie kannst Du —?"

Das sollte wohl heißen: „Wie kannst Du so spät am Abend Jemand bei mir einführen.

Sie lag in der That auf einer Chaiselongue, bei Kerzenlicht einen Roman der Scudery lesend, und ein

beſcheidenes Negligée, ein leichter flatternder Ueberwurf bedeckte ſehr ſparſam Büſte und Arme. Beides war verlockend ſchön und erſchreckte faſt den Herrn Kurfürſten, welcher immer noch nicht wußte, ob er verliebt ſein dürfte oder nicht.

Er ſtammelte Entſchuldigungen; es ſei ihm doch erlaubt worden, auch ſpät zu kommen —

„Aber nicht ſo ſpät; Sie ſehen aufgeregt aus; Sie haben ſtark dinirt beim Regenten.“

„Ja wohl, ja wohl! Es war Alles ſtark, die Speiſe, der Wein und die Rede. Der Mann bleibt ein Räthſel.“

„Er iſt auch wirklich ein Räthſel,“ lächelte die Dame.

Der Kurfürſt ergriff dies Thema wie einen Rettungsanker und fuhr beinahe heftig fort: „Am Tage imponirt er mir immer wieder durch ſeinen Reichthum an Kenntniſſen und Anſchauungen und durch ſeinen politiſchen Muth, welcher auch den gefährlichſten Folgen ruhig in's Auge blickt. Heute hat er neben mir mit dem kleinen geſcheiten Dubois, ſeinem Factotum, ſo grell geſtritten, daß mir Angſt und bange wurde. Die Zäune und Mauern des deſpotiſch gewordenen Ludwig XIV. wolle er niederreißen und ſogar die Generalſtaaten einberufen. Ich kann's nicht reimen wie gerade dieſer Mann an die Nation zu appelliren wagen ſollte.“

Die ſchöne Dame ſchwieg darauf und blickte wie nachſinnend an die Decke des Zimmers.

Sie ſah dabei klaſſiſch ſchön aus. Er ſeufzte unwillkürlich, fuhr aber, um ſich zu retten, geradezu heftig fort: „Sie, werthe Freundin, welche von Vater und Mutter fromm genannt wird, Sie müſſen doch entſetzt davon ſein!“

„Ich habe lange nicht gewußt“, entgegnete ſie langſam, „wie dieſe Dinge eigentlich beſchaffen wären. Meine Schweſter erzählte ſie nur fröhlich, und ſie wurde wohl auch des Argen daran nie ganz inne. Wie käme ein junges Mädchen zu weitgehenden Folgerungen! Nicht wahr?“

„Ja, ja.“

„Und über den Charakter des Regenten erzählte ſie ſo Widerſprechendes. Sie nannte ihn ſtets menſchenfreundlich und die Heuchelei ſcheint er wirklich zu haſſen. Deshalb vielleicht gewährt er der Ausgelaſſenheit ſo viel Raum, auch der unartigen. Sie gilt ihm für Freimuth. So hat er einmal Madame Imbert, die erſte Kammerfrau ſeiner Mutter, in Sachen der falſchen Frömmigkeit behandelt. Sie hatte geſehen, wie eifrig er in ſeinem Meßbuche geleſen bei einem Gottesdienſte in Verſailles, und ſie hatte ihm darüber ihre fromme Freude ausgedrückt. ‚Madame,‘ hatte er ihr geantwortet, ‚was geſchieht bei ſolchen Gelegenheiten nicht Alles! Man braucht überall ſeine Unterhaltung; das Buch, welches ich damals geleſen und welches Sie für ein Gebetbuch gehalten haben, war — der Rabelais. Oh! — Ohne Rabelais hätte ich mich gelangweilt.‘“

„Das iſt lächerlich und malitiös!“

„Ich möchte nach all' den Beſchreibungen faſt glauben: der Mann hat ſich von Jugend auf gelangweilt und langweilt ſich immerfort, und blos um ſich zu zerſtreuen, ſtürzt er ſich in den Lärm der Débauche. Er hat vielleicht nie ein liebendes Herz gefunden."

„Sie glauben, das hätte —"

„Was hat er nicht Alles verſucht! Gemalt hat er, Chemie ſtudirt, und was weiß ich! Er hat einen zu reichen, begehrlichen Geiſt und blos Geiſt."

„Sie meinen —"

„Dem bloßen Geiſt kann das Leben nicht genügen und ſo treibt er aus Ungeduld tolles Zeug. Er ſoll wirklich in ſeinem Innerſten trotz alledem kalt und leidenſchaftslos ſein. Wer löſt das Räthſel ſolch' eines Mannes? Ich bin ein unerfahrenes Mädchen, ich kann es nicht. Sie, Hoheit, ſind ein kluger Mann, Sie werden's wohl können."

„Ich, o mein Gott, ich bin auch noch ſehr unerfahren, ſehr!"

Er hatte eigentlich Alles nur halb verſtanden, weil er mehr ſah als hörte. Aber das verſtand er jetzt nur zu gut, daß ein ſo klug ſprechendes Mädchen von ſolcher Schönheit des Körpers ein Ausbund ſei an Reiz und Zauber, und daß nur ein Thor hier noch zögern könne. Schon wollte er ſich von ſeinem Sitze erheben und näher zu ihr treten, da ſprach es in ihm ganz verſtändlich: „Gedenke der Brony! Wer ſich in Gefahr begiebt, der kommt darin um." Und mit

Anſtrengung ſetzte er ſich feſter. Es entſtand eine Pauſe; ſie lächelte. Endlich erfaßte er den Zipfel, nach welchem er ſuchte, und brachte faſt ſtammelnd hervor: „Sie wollten ja, meine Gnädigſte —“

„Was denn?“

„Sie haben verſprochen, mir ein Geheimniß anzuvertrauen.“

Jetzt pauſirte ſie und ſagte dann kühlen Tones: „Ich werde mein Wort halten; aber erſt nach einigen Tagen. Ich habe Gründe.“

„Gründe?“

„Triftige Grürde, wenigſtens triftig für mich, weil ich dann wahrſcheinlich Ihre Geſellſchaft für immer verliere, wenn ich Ihnen das Geheimniß enthüllt habe.“

„Warum denn?“

„Ich habe Ihnen zu wiederholten Malen geſagt, daß ich Nachricht von meiner Schweſter erwarte, wo, in welchem Kloſter ſie ſich angeſiedelt habe, um — nun ja, um ihr zu folgen.“

„Oh!“

„Das iſt Nummer eins. Die Nachricht von meiner Schweſter iſt noch nicht da, kann aber jeden Tag eintreffen. Sobald ſie eintrifft, reiſe ich nach dem Dauphiné, um dort ein wichtiges Geſchäft raſch zu erledigen. Dies Geſchäft iſt der Mittelpunkt meines Geheimniſſes. Am Tage meiner Abreiſe ſollen Sie's erfahren.“

„Abreiſe, Abreiſe! Ich höre nur eine troſtloſe Wort.“

„Vielleicht hört es auf, troſtlos für Sie zu ſein, ſobald Sie das Geheimniß kennen.“

Dieſe Drohung mit der Abreiſe war ein ſcharfer Stachel. Daß ihn die Koketterie erfunden haben könnte, kam ihm gar nicht in den Sinn. Ach, all' ſeine Sinne waren juſt an dieſem Abend in drohender Verwirrung.

Er ſprang jetzt wirklich vom Seſſel auf und auch die Dame richtete ſich ein wenig in die Höhe aus ihrer liegenden Stellung. Sie mochte wohl überzeugt ſein, der Augenblick wäre gekommen, welcher den blöden deutſchen Jüngling zu einer entſcheidenden Zärtlichkeit veranlaſſen würde.

Aber er näherte ſich ihr nicht; er bedeckte ſeine Augen mit der Hand, er hörte auf die innere Stimme, welche flüſterte: Reiß' aus, Kurfürſt, reiß' aus!

„Iſt Ihnen nicht wohl?“ ſprach ſie ſanft, und mit der Stimme fragte auch ihre ausgeſtreckte Hand.

„Nein, nein!“ rief er, und in abgebrochenen Worten fuhr er fort: „die ſchweren Weine an der Tafel des Regenten hätten ihm einen heftigen Kopfſchmerz zugezogen, er lechzte nach friſcher Luft, und bat um Verzeihung für ſo ſpäte Störung und ſo eiligen Aufbruch — und da ging er wirk-

lich, ohne den herkömmlichen Handkuß zu wagen. Das Wagniß ſchien ihm zu groß in dieſem Augenblicke.

Madelon lachte nicht mehr, als der Kurfürſt hinausſtürmte, und Golz ſah wie ein Sieger verächtlich auf ſie hinab. Er war viel höher gewachſen, als ſie.

V.

Am andern Morgen überreichte Sekretär Tissot dem Kurfürsten einen Brief seines Kanzlers, welcher angelangt sei, als Hoheit noch schliefen, und die Bezeichnung „pressant" auf dem Umschlag trage.

Hoheit hatten eine sehr unruhige Nacht gehabt, voll beunruhigender Träume, waren erst spät vollständig eingeschlafen und deshalb so spät am Vormittage aufgewacht.

Der letzte Schlaf aber hatte gut gethan, und er griff jetzt fest nach dem Briefe.

Der Kanzler schrieb nicht blos über Regierungsfragen, er erlaubte sich auch, Seine Hoheit vor allen Dingen zu benachrichtigen, daß aus dem Fürstenthum Immanuel's XIX. Kunde eingelaufen sei über die gesteigerte Krankheit der Frau Fürstin Tante, und daß man eine Katastrophe befürchte. Ob Hoheit nicht vielleicht befehle, daß eine Vertrauensperson hingesendet werde?

„Auf der Stelle!" rief der Kurfürst, indem er aus dem Bett sprang. „Und täglich", setzte er für Tissot hinzu, „soll man mir Nachricht senden über den Zustand der verehrungswürdigen Frau."

Das gab einen jähen Wechſel der Stimmung! Er brachte es zu Wege, daß der Kurfürſt zunächſt ſeine verführeriſche franzöſiſche Dame nicht wieder beſuchen wollte. Ja, er befahl, eine leichte Kutſche anzuſpannen und zwei Reitpferde mitzugeben; er wollte auf einige Tage verreiſen.

So fuhr er plötzlich nach Fontainebleau; Wald wollte er haben, Wald.

Zu Pferde durchſtrich er den Wald von Fontainebleau mehrere Tage lang. Er ſuchte Sammlung und Klarheit.

Der Frühling war in voller Blüthe. Die Bäume dufteten, die Vögel ſangen alle, die Luft ſtrich üppig warm, die Sonne wurde ſchon heiß, die ganze Natur war in unermeßlicher Thätigkeit.

Das ging auf ihn über, und in ſeinem Innern ſprangen Wünſche, Hoffnungen, Forderungen wirr durcheinander.

Erſt am dritten Tage konnte er lachen über ſeine Situation neben der verführeriſchen Dame d'Aubigny, lachen, weil er an den bibliſchen Joſef dachte, welcher vor der lockenden Frau Potiphar ausreißt; lachen, weil er doch ein Gewand errettet und es nicht als Anklageſtück in den Händen der Dame zurückgelaſſen, lachen; weil er früher einmal mit Bruder Fritz über den gar ſo keuſchen Joſef gelacht hatte.

Nun gut, ſagte er, das mußte geſchehen, Du mußteſt tapfer ausreißen vor der Verſuchung gemeiner Sinnlichkeit.

Aber war's denn die gemeine Sinnlichkeit allein, welche Dich zu überwältigen drohte? Nein! Sie war geadelt durch den Geiſt dieſes überlegenen Mädchens. Vorzugsweiſe der Gedanke an Vrony hat mich fortgetrieben. Bietet mir aber denn Vrony eine Gewähr für die Zukunft? In der Einſamkeit will ſie mit mir leben. Reizend, reizend! Aber ich bin ein regierender Herr, ich brauche eine Fürſtin. Wenn dem armen Waldkinde nun auch die Mutter verloren geht, wird ſie dann nicht noch enger hineingerathen in das kleine unbedeutende Leben ihres beſchränkten Vaters? Die Mutter allein hätte ſie ausbilden können; iſt die Mutter dahin, was wird aus ihr? Ich aber bin und bleibe doch ein Mann, der regieren muß, der an ſeiner Seite eine denkende Frau haben muß, damit er ſelbſt Gedanken ausbilde für das Wohl ſeiner Unterthanen. Hier in Frankreich wird man deſſen inne. Der Regent mag ſein, wie er will, er iſt doch fruchtbar an Staatsgedanken. Das muß ich doch auch werden, ich muß alſo neben mir Anregung dazu haben — Summa: iſt nicht am Ende Dame d'Aubigny die richtige Frau für mich, und iſt es nicht ein bedenklicher Egoismus des Herzens, daß ich immer wieder zu der kleinen Vrony hinneige.

Er ſchied aus dem Walde von Fontainebleau, und die Wagſchale für Vrony ging als die leichtere in die Höhe, die Wagſchale für Dame d'Aubigny aber ſank als die ſchwerere. So kam er nach Paris zurück.

Dort übergab ihm Tissot neue Nachricht über die Fürstin Tante. Es gehe besser und es scheine nur eine Krise gewesen zu sein.

Nun war wieder die Wagschale Brony's schwerer, und er konnte sich nicht entschließen, Dame d'Aubigny sogleich wieder aufzusuchen.

Aber eine Höflichkeit wollte er ihr erweisen, sein Ausbleiben wollte er entschuldigen mit Regierungsgeschäften, welche ihn überhäuft hätten. Dies schrieb er ihr. Golz mußte den Brief hintragen.

Golz betrug sich dabei sehr stolz gegen Madelon. Diese that aber ebenso. Sie machte nur eine spöttische Bemerkung über mangelhafte Lebensart barbarischer Völkerschaften, welchen die Vorschriften geselligen Verkehrs noch unbekannt wären und welche sich nicht sofort entschuldigten, falls sie fast eine Woche plötzlich ausblieben.

Golz verstand nicht viel davon. Aber er verstand, daß sich das dünne Frauenzimmer mit den spitzbübischen Augen ärgerte, und das war ihm angenehm. Er sollte auf Antwort warten, hieß es. Das vetstand er und blieb stehen, wenn auch ungern.

Dame d'Aubigny hatte das Billet gelesen und ließ trocken sagen: „Es ist keine Antwort nöthig."

In der That war sie ernsthaft gestimmt. Sie verleugnete sich nicht, daß sie eine Niederlage erlitten, daß der blonde Jüngling ihr Entgegenkommen abgewiesen habe. Das

war demüthigend für die kokette Dame. Aber sie war nicht blos kokett, sie war eine denkende Person, und sie war jung. Die Jugend in ihr war dem jungen Kurfürsten zugeneigt und hätte ihn gern in ihre Arme geschlossen, und das Nachdenken sagte ihr: auf diesem Wege wirst Du nicht Frau Kurfürstin! Am Ende kommt er gar nicht wieder! — Dennoch hatte sie gesagt: es ist keine Antwort nöthig. Das Entgegenkommen war verunglückt, nun, meinte sie, könnte nur Zurückhaltung ihn wieder zu ihr führen.

Hatte sie Recht? Zunächst schien es nicht so. Der Kurfürst war betroffen, daß Golz auch nicht eine Zeile Antwort brachte, und nach kurzem Nachsinnen befahl er wieder, einen Wagen anzuspannen und zwei Reitpferde mitzugeben. Er fuhr nach Compiègne.

Der Kampf im Innern nahm hier einen anderen Verlauf. Das Nichtantworten hatte ihn, wie sich jetzt zeigte, beleidigt, hatte wie Herzlosigkeit auf ihn gewirkt, und er kam zu dem Resultate: das Herz ist doch die Hauptsache, auch wenn man Kurfürst ist.

So gesinnt kam er nach drei Tagen zurück und fand einen Brief seines Bruders vor. Der Bruder Fritz schrieb:

„Mein allergnädigster Kurfürst und Herr, mein lieber Bruder Karl! Ich befinde mich ausnehmend wohl und Du hast Recht behalten. Recht mit all' den Vorwürfen, welche Du mir damals bei Gelegenheit der kleinen Vrony verabreicht hast. Ja, ich bin ein leichtsinniger Strick! Tag und

Nacht fahrend, bin ich durch die Schweiz hierher nach Ober-Italien gejagt, geradezu gejagt, ich hatte eben keine Ruhe. Und hier iſt's plötzlich anders geworden in meinem unruhigen Schädel. Hier habe ich gleich und hab' es alle Tage erfahren, daß die Welt viel ſchöner iſt, als ich geahnet habe. Beſonders die Weiber! Herrgott, Karl, die Weiber ſind hier von einer beſtrickenden Schönheit! Aber ſie beunruhigen mich nicht mehr, ſie machen mir nur Vergnügen. Dieſe Köpfe, dieſe Augen, dieſe Geſtalten! Unſer Prinzeſſchen kommt mir jetzt wie ein kleiner Gnom daneben vor. Ich bin nur neugierig, ob und wann ich einmal ſagen werde, dieſe iſt die Schönſte, und dieſe allein mußt Du erobern. Verwundere Dich alſo nicht, wenn ich einmal plötzlich verheirathet bin, ohne Deine Erlaubniß eingeholt zu haben. Ich ſchreibe Dir von Turin und behalte hier einige Zeit mein Hauptquartier, Ausflüge machend nach Savoyen und Umgegend. Schreibe mir eine Zeile hierher, namentlich ob Du bei Deinem exaltirten Sinn geblieben biſt für die kleine Prinzeſſin. Ein liebes Närrchen iſt ſie immerhin, wenn auch ihr Bischen Schönheit nicht mehr zureicht für Unſereinen. Die prächtigen Schultern hier, und — na, ich ſage Dir, komm' hierher! Deine dürftigen Franzöſinnen ſind nichts dagegen, das verſichert Dir Dein aufgeklärter Bruder Fritz."

„Der Schlingel!" rief der Kurfürſt lachend, „was weiß der von unſern Franzöſinnen! Er iſt alſo doch leichteren Gewichtes, als ich."

Darauf ſtellte ſich aber ein kurzer Seufzer ein und ein etwas unruhiges Nachdenken. Es betraf das Nachdenken den Brief ſeines Bruders, und endlich rief er aus: „Gar zu ſchwer braucht man allerdings die Frage um die Weiber nicht zu nehmen. Fritz iſt ein junger Burſche, und ſoweit mag er Recht haben. Wie viel bin ich denn älter? Das iſt nicht der Rede werth. Fritz mag überhaupt Recht haben, er hat immer ein geſundes Urtheil. Mein jetziges Leben iſt eine Quälerei! Fritz iſt ein kernhafter natürlicher Junge. Zum Kukuk hin, das will ich auch ſein! Ich bin in Frankreich zu meiner Belehrung. Warum ſoll ich nicht naturgemäß mit Franzoſen und Franzöſinnen verkehren? Ich will es; nur ſo lern' ich ſie wirklich kennen! So ſei's!"

Nach dieſem heldenmäßigen Entſchluſſe ſetzte er ſich hin und ſchrieb haſtig an ſeinen Bruder Fritz:

„Du ſiehſt, daß ich Recht hatte, Du biſt ein Taugenichts! Freilich ein liebenswürdiger und wohl auch geſcheiter. Möge es Dir wohl bekommen! à propos! wenn Du wirklich nach Savoyen kommſt, ſo forſche doch dort in einigen Klöſtern umher, ob ein Fräulein von Aubigny, die Tochter des Marquis von Aubigny aus Lothringen, in einem der Klöſter eingekehrt iſt, und ſage mir ſo raſch als möglich, in welchem."

Er wollte ſeine Dame mit dieſer Nachricht überraſchen.

Jetzt wurde Golz hinausgeſchickt zur Dame von Aubigny

mit der Anfrage, ob Hoheit dieſen Abend ſeine Aufwartung machen könnte.

Golz war außer ſich. Er hatte gehofft, der Schwindel da draußen hätte ein Ende, und nun! — er erklärte rundweg, daß er nicht ſo viel Franzöſiſch könne, um einen ſolchen mündlichen Auftrag auszurichten.

„Du lernſt eben gar nichts, und ich werde Dich nach Hauſe ſchicken müſſen," ſagte der Kurfürſt ärgerlich, beſchloß jedoch kurz, ohne Anfrage hinaus zu fahren. Er hatte ja verſprochen, ſeine Beſuche geheim zu halten, und mochte deshalb nicht einen franzöſiſchen Boten wählen.

Fritz hat poſitiv Recht, dachte er beim Hinausfahren: man ſoll keine Vorurtheile haben in Betreff der Weiber.

Madelon, welche ihn melden ſollte, ſtellte ſich erſtaunt und entgegnete: „Pardon! Aber meine Gebieterin iſt mit den Vorbereitungen zur Reiſe beſchäftigt."

„Sie verreiſt?"

„Ja wohl, und deshalb wird ſie wohl — aber ich will pflichtſchuldig anfragen."

Ehe ſie abging, warf ſie dem hinten an der Vorzimmerthür ſtehenden Golz einen triumphirenden Blick zu, welchen Golz als geradezu niederträchtig bezeichnete.

Es dauerte lange, bis ſie wiederkam. Dann bat ſie, einzutreten, und hochgefälligſt zu warten. Die Herrin habe ſich des Beſuches nicht verſehen.

Endlich kam dieſe Herrin — ſchwarz und ganz matronenhaft gekleidet, grüßte höflich und bat, Platz zu nehmen.

Juſt über ſo einfachem Schwarz nahm ſich ihr blaſſes, aber ſchönes Antlitz vortrefflich aus. So dachte der Kurfürſt, und dieſer Gedanke verzögerte ſeine Anrede. Sie erwartete dieſelbe ſchweigend.

„Sie reiſen?“

„Ja.“

„Darf ich fragen —?“

„Wohin? In's Dauphiné, des dringenden Geſchäftes halber, von welchem ich Ihnen, ſo weit ich mich erinnere, ſchon einmal geſprochen.“

„Ja wohl, im Zuſammenhange mit dem Geheimniſſe, welches Sie die Gnade haben wollten, mir mitzutheilen.“

„Und welches Sie damals zu intereſſiren ſchien.“

„Nicht blos damals!“

„So?“

„Regierungsgeſchäfte haben mich während der letzten Wochen durchaus in Anſpruch genommen.“

„Und das mag zeitraubend ſein, wenn man ſo weit von ſeinem Lande entfernt iſt.“

„Sehr! Und wenn die Nachrichten ungünſtig lauten. Ich habe Ihre aufmunternde Geſellſchaft täglich vermißt, und ich erſchrecke, daß Sie Paris verlaſſen wollen.“

„Sehr verbunden! Ich wäre ſchon fort, wenn mich nicht die verſprochene Begleitung im Stich gelaſſen

hätte. Ein entfernter Vetter wollte mir den Cavalierdienſt leiſten, er iſt aber leider erkrankt, und ſo muß ich allein —"

„Dafür ſäße ja ein anderer Cavalier vor Ihnen, wenn Sie geſtatteten —"

„Mich zu begleiten?" — und ſie belebte ſich bei dieſen Worten.

Der Kurfürſt erſchrak über ſein unüberlegt geſprochenes Wort, aber er konnte nicht zurück, und er verbeugte ſich wenigſtens, um ſein Anerbieten nicht mündlich beſtätigen zu müſſen.

„Ein junges, lediges Fräulein öffentlich zu begleiten" — ſagte ſie langſam — „könnte wohl das Mädchen und einen Kurfürſten in unerwünſchtes Gerede bringen."

Er ſtammelte etwas wie Ablehnung ſolcher Bedenklichkeit, und ſie fuhr ebenſo langſam fort: „Hätte mein Geheimniß Eure Hoheit mehr intereſſirt, und hätten Sie Gelegenheit geſucht, es zu erfahren, dann erſchiene wohl ſolche Reiſebegleitung in einem weniger verfänglichen Lichte."

„Aber es intereſſirt mich außerordentlich!"

„In der That?"

„Wie können Sie zweifeln?!"

Darauf reichte ſie ihm ihre ſchöne Hand. Er küßte ſie, und ſie fuhr fort:

„Nun, ſo ſei es denn! Außer einem Geiſtlichen weiß es Niemand. Obwohl Sie mir Ihre Gegenwart lange

entzogen — eine ſchmerzliche Erfahrung für mich! — hege ich doch ein großes Vertrauen zu Ihnen, und zwar insbeſondere zu Ihrer Ritterlichkeit, welche mir ehrlicher erſcheint, als unſere jetzige franzöſiſche Galanterie. Bin ich darin zu zuverſichtlich?"

„Ich hoffe: Nein."

„Nun, ſo erfahren Sie denn alſo: Ich bin kein Fräulein."

„Kein Fräulein?"

„Ich bin eine Frau."

„Sie ſind verheirathet?"

„Und ſobald dies bekannt wird, fällt die Reiſebegleitung eines jungen Herrn weniger auf."

„Sie ſind verheirathet?!"

„Ja und nein. Hören Sie! In unſerem Hauſe war ein alter Herr, ein Marquis d'Outretombe, täglicher Beſucher. Mein Vater verkehrte gern mit ihm. Er ſah uns aufwachſen und wir nannten ihn kurzweg Onkel. Mich zeichnete er aus durch Zärtlichkeit und meine Schweſter fand er ſehr unterhaltend. Er hatte ſpäter einige Schuld daran, daß meine Schweſter in die Abendunterhaltungen des Regenten gerieth. Er war dort zu Hauſe, denn er war ein Freigeiſt, ein ſehr witziger und luſtiger alter Herr. Er war ſehr alt, über achtzig, als meine Schweſter in die unglückliche Liebſchaft mit Ihrem Landsmann gerieth und ſich compromittirte. Von da an kam er allein noch alle Tage

zu uns und ſuchte uns zu tröſten. Beſonders mich, die ich darunter ſehr litt, während meine Schweſter noch immer lachen konnte. Kurz, bevor ich Ihre Bekanntſchaft machte, Hoheit, war er das letzte Mal bei uns geweſen und hatte gegen Gewohnheit über Abnahme ſeiner Kräfte geklagt. Ja, er hatte geſagt: ‚Kinder, ich glaube, der Tod kriecht an mich heran, ſchreit nicht! Ich werde für Euch ſorgen, denn Euer Vater iſt zu arm dafür geworden. Haltet Euch bereit, raſch zu mir zu kommen, wenn ich Euch rufen laſſe!‘ — Wir erboten uns, ſogleich zu ihm zu kommen und ihn zu pflegen, denn er war unverheirathet und hatte Niemand als ſeine Dienerſchaft. Er erwiderte aber: Nein, nicht gleich, aber wie geſagt, kommt raſch, wenn ich Euch rufen laſſe!‘ Damit ging er. Zwei Tage darauf ließ er uns rufen. Meine Schweſter, welche nicht recht an den Ernſt ſeiner Worte geglaubt hatte, war leider ſchon abgereiſt, ich eilte alſo allein zu ihm. Er lag auf einer Chaiſelongue, und ſein Antlitz ſah aus wie das eines Sterbenden. Aber er lächelte und war heiter wie ſonſt. Daß Louiſe nicht mitkam, veranlaßte ihn zu einem kurzen, ſchwachen Gelächter. ‚Es giebt alſo eine Beſtimmung!‘ ſagte er. ‚Gerade Louiſe wollte ich ſchadlos halten, weil ich Schuld hatte an der Schädigung ihres Rufes, und nun krieg' ich Dich, welche ich eigentlich immer geliebt habe. Schellen Sie mit der Glocke, Frau Marquiſe!‘ — Ich ſah ihn betroffen an und ſchellte. Der Diener kam und der Sterbende ſagte blos: ‚Jetzt!‘ —

Haſt Du was dagegen,' ſprach er zu mir, ‚in der Geſchwindigkeit Marquiſe d'Outretombe zu werden?' — ‚Wie das, lieber Onkel?' — ‚Ich habe nicht Kind noch Regel, kein Verwandter wird ſich über meinen Tod freuen oder betrüben und ich will Dich zur Marquiſe d'Outretombe machen, damit Du mein Marquiſat erben kannſt. Zärtlichkeit haſt Du von mir nicht mehr zu fürchten; mein luſtiges Spiel in dieſer Welt geht zu Ende. Hier auf dem Tiſche liegt mein Teſtament, welches meine Gattin zu meiner Erbin erklärt, und der Geiſtliche bringt einen Trauſchein mit' — da trat der Geiſtliche ein, und ohne daß ich ein Wort ſprechen konnte, legte er meine Hand in die kalte Hand des Marquis, ſegnete uns als Eheleute und legte den Trauſchein zum Teſtamente. ‚Nun hat mich der Eheteufel doch noch beim Kragen erwiſcht,' flüſterte der tapfere Libertin kaum hörbar, und erhob mühſam die Hand. Ich bückte mich, die Hand ſank auf mein Haupt und blieb da liegen. Der Geiſtliche hob ſie weg und ſprach: ‚Er iſt hinüber.' Während die Hand auf meinem Haupte lag, hatte er zum letzten Mal geathmet."

„Und Sie waren Frau Marquiſe von Outretombe?!"

„So iſt es. Das Marquiſat liegt im Dauphiné. Es iſt nicht beträchtlich, aber es iſt ein herrſchaftlicher Beſitz von einem Schloſſe, von welchem man den Montblanc ſehen ſoll. Die Verwaltung erwartet mich mit der Gerichtsbehörde, damit ich unter Vorzeigung des Teſtaments und des Trau-

ſcheins mich als Eigenthümerin legitimire. Dorthin reiſe ich morgen, und wenn ich zur Begleitung Hoheit beim Wort halten kann —"

„Gewiß."

Ganz gewiß klang dies Wort nicht, aber es war geſprochen.

„Dann erwarte ich Sie morgen Vormittag im Poſthauſe zu Melun. Hier in Paris braucht man nichts davon zu wiſſen."

Sie ſtand auf und entließ ihn. Einigermaßen betäubt ſtieg der Kurfürſt in ſeinen Wagen. Er ſchrieb die Betäubung dem kleinen Worte „gewiß" zu, welches er höflich ausgeſprochen und welches eine breite Pforte geöffnet hatte. Durch dieſe Pforte ſah er jetzt in eine unermeßliche Gegend von Verlegenheiten und Folgen. Was Wunder, daß er dies wichtige Wörtchen „gewiß" laut vor ſich hinſprach, als er in ſeinen Wagen ſtieg.

Golz hörte das Wort und wurde davon ſo ſtarr, daß er die Wagenthür zu ſchließen zögerte — ihm bedeutete es die Niederlage ſeines Herrn und den Sieg jener abſcheulichen Madelon, welche von der Thürſchwelle aus der Abfahrt zuſah. Sie wagte es, Kußhände zu werfen, er hätte ſie wegen dieſer Frechheit erwürgen mögen.

VI.

Immanuel XIX. war nach der Abreiſe des Kurfürſten in ſeine Stadtreſidenz zurückgekehrt, mit all den Seinigen. Die Ausdünſtung der Nadelhölzer ſchien ihre Wirkung zu verſagen auf die kranke Fürſtin, und im ſtädtiſchen Reſidenzſchloſſe hatte man wenigſtens den Arzt zur Hand, welcher unten im Städtchen wohnte.

Dies Reſidenzſchloß der Immanuele ſtand auf einem ziemlich ſteil aufſteigenden Hügel, welcher nach der Abendſeite felſig war und dort jäh abfiel. Der Anblick von unten war nicht ohne maleriſchen Reiz.

Nach der Morgenſeite hin war der Hügel bequemer geſtaltet, und es führte ein Fahrweg, der aber immerhin einige Schwierigkeiten bot, nach dem Städtchen hinab. Das Städtchen war die Hauptſtadt des Fürſtenthums. Ein kleiner Fluß kam vom weſtlichen Felſenabhange her und ging am Städtchen vorüber. Für die Färber und Gerber des Orts eine unentbehrliche Stütze des Gewerbes, für den maleriſchen Anblick des Ufers ein wenig ſtörend, denn die abgeſchabten Felle und vorzugsweiſe blauen Leinwandfetzen hatten nichts

Anmuthiges. Eine hölzerne Brücke begünſtigte die Verbindung zwiſchen der Herrſchaft und den Unterthanen, das heißt zwiſchen den Schloßbewohnern und den Stadtleuten, aber ſie gab auch oft Gelegenheit zu mißlichen Streitigkeiten. Wer darüberhin fahren wollte, der mußte ein Brückengeld bezahlen, und das Städtchen erhob zuweilen den Anſpruch, der Fürſt ſollte den Brückenwächter beſolden. Er ſagte aber nein. Und wenn man damit nicht zufrieden war, ſo ſagte er noch einmal nein.

Das Schloß war ſehr alt und war, ſoweit nicht der breite Gipfel des Hügels Raum gewährte, von ganz ſchmuckloſen Gartenanlagen umgeben, ſchmucklos, weil Immanuel XIX. auf Obſtbäume allen Nachdruck legte und auf einigen Gemüſebau. Beides iſt für Schmuck nicht ſehr geeignet. Aber ebenſo hielt er auf Pflege und Erhaltung der großen Linden, welche um das Schloß herum ſtanden. Die größte Linde, ein wahrer Prachtbaum, ſtand an der Felſenſeite, und unten an ihr wurde eine hölzerne runde Bank ſorgſam erhalten. Der Blick hinunter ins Thal, durch welches der Fluß ſich ſchlängelte, galt für erquickend, da gegenüber ein hochſtämmiger Buchenwald weithin aufſtieg.

Das Schloß ſelbſt war die Erweiterung einer alten Burg, welche ringsum von Zubauten umarmt war. Der Stil dieſer Zubauten war mannigfaltig und ohne eigenſinnige Einheit.

Immanuel XIX., der conſervative Mittelpunkt des

Staates, bewohnte des Herkommens halber die Mitte, die alten Burgräume. Der weibliche Hausſtand, die Fürſtin und die Prinzeſſin Veronika, wohnten mit ihrer Dienerſchaft in den vorderen Zubauten, welche gegen Morgen zum Städtchen hinab, gegen Abend ins Felſenthal blicken ließen, wo man alſo den ganzen Tag Sonne hatte, wenn die Sonne ſchien. Hinten gegen Norden lagen die Gaſtzimmer, in welchen jetzt der Graf von Warren weilte; er war als Gaſt dageblieben, auch als man vom Jagdhauſe hereingezogen war, eine willkommene Unterhaltung für Immanuel XIX. Denn die ausdruckloſe Abreiſe des Vetter Kurfürſten und die Krankheit ſeiner Frau Fürſtin waren nicht geeignet, den alten Herrn heiter zu ſtimmen. Die kranke Frau konnte nicht mehr zur Tafel kommen, Vrony war unausſtehlich ſchweigſam, man hätte am Ende bei Tiſche kein Wort geſprochen, wenn Warren nicht dageweſen wäre!

Für Vrony aber wurde Warren unangenehm; er beläſtigte ſie mit ſeinen Reden. Vom abweſenden Kurfürſten ſprach er geringſchätzig in Bezug auf Frauenzimmer. Der Kurfürſt kenne dieſe Gattung Menſchen ganz ungenügend, und fafele hin und her. Die Franzöſinnen würden ihn einfangen, und er werde den Tummheiten einer ſogenannten Liebe ſchmählich erliegen, um endlich in den Armen einer Kokette gefeſſelt zu bleiben, welche ſchließlich Frau Kurfürſtin würde.

Vrony litt bitterlich unter ſolchen Reden und ging

Warren aus dem Wege, was freilich da oben in dem abgeſchloſſenen Haus- und Gartenraume ſchwer war. Sie widmete ſich Tag und Nacht ihrer Mutter.

Ihrer Mutter und ihrer neuen Geſellſchafterin, welche bald nach der Abreiſe des Kurfürſten angekommen war. Lehrerin ſollte ſie ſein, nicht blos Geſellſchafterin, wie die Frau Fürſtin in Ausſicht geſtellt hatte bei der letzten Unterredung mit dem Kurfürſten.

Der Secretair Tiſſot war von der Fürſtin zu Rathe gezogen worden, und er hatte ſeine Schweſter empfohlen. Claire Tiſſot hieß dieſe lange Perſon mit langer Naſe und eckigen Gliedern. Sie hatte ſchon Jahre lang in Genf Unterricht erth eilt in vielen höheren Disciplinen und war eine ganz ſpecifiſche Genferin. Der Genfer Calvinismus, welcher einen Servet zum Tode verurtheilt hatte wegen Abweichung vom Glauben Calvin's, zeichnet ſich nicht nur aus durch ſtrenge Moral, ſondern auch durch ſtrenge Wiſſenſchaftlichkeit.

„Die Moral iſt dieſer dürren Claire nicht ſchwer geworden!“ ſpottete Warren; aber ihren ausgebreiteten Kenntniſſen konnte er nichts anhaben, und was die Hauptſache war: Brony ſchloß ſich ihr an mit erſtaunlicher Hingebung. „Lernen, lernen! ich will alles Mögliche lernen,“ rief die kleine Prinzeſſin, und ſie ſetzte dadurch ſogar die Claire Tiſſot in Verlegenheit. Es zeigte ſich nämlich, daß Brony ſchon ſehr viel wußte, ſo daß Claire der Frau Fürſtin

geſtand: „die beſcheidene Prinzeſſin weiß ja Manches beſſer als ich, bin ich nicht am Ende überflüſſig?“ — „Durchaus nicht,“ antwortete die Frau Fürſtin, „Vrony weiß gar Vieles nur ſo ungefähr und nicht genau; ſie wird durch Ihren Unterricht erſt feſt werden.“

Das Studiren war in der erſten Zeit ein ſtarkes Hilfsmittel für Vrony, als gar keine Zeile aus Paris kam für ſie. Auf zwei kurze Zeilen hatte Vrony doch gehofft, etwa: „Wie geht es meinem lieben Mühmchen? Ich befinde mich wohl.“ Damit wäre ſie zufrieden geweſen, das Wort „lieben“ hätte ja Alles geſagt. „Das Weitere muß ich erſt verdienen“ — ſagte ſie ſich — „erſt wenn Claire Tiſſot ſagen kann: Die Vrony iſt hinreichend gebildet, erſt dann darf ich Anſprüche machen. Geduld alſo und weiter lernen!“

Den ganzen Tag ſprach ſie nun franzöſiſch mit ihrer Claire, und Länderkunde, Geſchichte, Literatur betrieb ſie, als ob ſie zu einem Examen vorbereitet würde.

Die kranke Mutter mußte mäßigen. „Vernachläſſige darüber,“ ſagte die Mutter, „Deine Muſik nicht! Die haſt Du ja voraus, da Mademoiſelle Claire nicht muſikaliſch iſt, und die Muſik iſt gar viel werth. Jeden Abend ſollſt Du mir jetzt auf Deiner Harfe ſpielen.“

„Wie gern!“ rief Vrony, denn ſie ſang nicht blos gern, ſie liebte auch ihre ſchöne Harfe, welche der Vater für ſchweres Geld in der Hauptſtadt des Kurfürſten gekauft hatte. Jeden Abend ſpielte ſie nun in ihrem Zimmer,

welches gegen Abend in's Felſenthal hinab blicken ließ. Die Thüren zur Mama blieben offen — es lag ein großes Zimmer dazwiſchen — und die Frau Fürſtin genoß ſolchergeſtalt in wohlthuender Weiſe die Muſik. Sie wäre aufgeregt worden, wenn die Muſik näher geweſen wäre. Und Brony, allein verbleibend, überließ ſich in ſolcher Abgeſchiedenheit ihren Gedanken, ihren Träumen, ihren Hoffnungen. Sie waren noch immer ſüß und wohlthuend, obwohl noch immer kein Brief kam vom ſchlimmen Vetter Karl. „Er wird eben," ſagte ſie ſich, „keine Zeit haben unter den fremden Menſchen, die ihn alle kennen lernen wollen, den ausgezeichneten Herrn!"

Da kam der Schlag: das franzöſiſche Schreiben an die Frau Fürſtin traf ein. Steif und förmlich und franzöſiſch! Die Mutter erſchrak und Brony erſchrak. Die Mutter verbarg ihren Schrecken und Brony ging betroffen hinweg.

Sie ging hinunter zur großen Linde und ſetzte ſich auf die Bank, wo ſie gern ſaß, hinüberblickend auf den Buchenwald, welcher jetzt in vollem Grün prangte.

Die Luft ſtrich warm herauf aus dem Thal; unten ritten der Vater und Graf Warren auf dem Wege, welcher zum Jagdhauſe führte, Rothkehlchen und Blaumeiſen ſangen hoch von der Linde herunter, es war ſtill und feierlich und ſie faßte ſich. Weil kein Arg in ihrer Seele war, traute ſie auch Niemand Arges zu, am wenigſten dem Vetter Karl. „Das wird abgemacht ſein," ſagte ſie ſich, „in der letzten

Unterredung zwiſchen der Mama und dem Kurfürſten; gewiß, gewiß, das wird abgemacht ſein, daß wir gar keinen Verkehr mit einander haben ſollen, Vetter Karl und ich, bis ich ſeiner würdig, bis ich ein wirklich gebildetes Fräulein bin, welches ihm vor der Welt keine Unehre macht. Die Mutter hatte ja damals zu mir geſagt: „Lerne warten, mein Kind, während Du die nöthigen Kentniſſe erlernſt, lerne warten!“ Nun denn, ich will alles Mögliche lernen, alles Mögliche, wenn's auch weh thut, keine Zeile von ihm zu erhalten.“

Die Frau Fürſtin war ſchwächer und ſah doch weiter. Dieſer Brief traf ſie hart. In der Nacht noch mußte der kleine Doktor aus dem Städtchen heraufgeholt werden, das ganze Schloß gerieth in Alarm, und Brony vergaß Alles in Schreck und Sorge um die ohnmächtige Mutter.

Der kleine Doktor, ein ſauberes Männchen — bis auf den Schnupftabak — mit großem Stocke, half noch einmal mit einem Aderlaß, wie es damals Mode war und wie es jetzt für thöricht gilt. In der Medicin iſt es aber nicht anders: Jedes Jahrhundert hat ſeine eigenen Wundermittel. Sonſt viel verſprechend, unterließ jedoch diesmal der kleine Doktor nicht, dem tieferſchreckten Immanuel XIX. beim Fortgehen in's Ohr zu flüſtern, während er eine Priſe nahm: „Aufpaſſen, Durchlaucht, man muß auf Alles gefaßt ſein!“

Der alte Fürſt, welcher die Aerzte nicht leiden konnte, tröſtete ſich, als die nächſten Tage eine ganz deutliche Erholung brachten für ſeine Frau, und ſagte mit voller Ueber-

zeugung zu Warren: „Glaube mir doch, die Kerle verſtehen alle nichts!“ Warren freilich ſchüttelte den Kopf.

Der kleine Doktor mit dem großen Stocke hatte die Krankheit nur zu gut verſtanden: nach Verlauf einer Woche wiederholte ſich die Ohnmacht, und die brave Frau Fürſtin kam nicht wieder zu ſich, ſie blieb todt.

O, das waren ſchreckliche Tage da oben, und es folgten traurige Wochen!

Warren benützte die tiefe Niedergeſchlagenheit der armen Vrony, ſein Verhältniß zu ihr in beſſere Stimmung zu bringen. Er war ein kluger Mann und ſprach nichts mehr von ſeiner Neigung, er tröſtete nur und verſprach, ſich des Vaters anzunehmen, der ganz zerbrochen war. Das war allerdings der ſicherſte Weg zu Vrony's Herzen. Sie widmete alle ihre Aufmerkſamkeit, welche ihr eigener tiefer Schmerz übrig ließ, dem armen Vater, welcher fortwährend bitterlich weinte und ſchluchzte. Es hatte etwas Rührendes, das junge, ſcheinbar noch ſchwache Mädchen den ſtark ausſehenden Mann tröſten zu hören, indem ſie ihm vorſprach: Liebe und Tapferkeit ſeiner Vrony, ſeiner Tochter, würden ihm den Verluſt der Gattin zu erſetzen ſuchen.

Schon beim Anordnen des Begräbniſſes und deſſen, was nachher zu geſchehen hatte, war ſie zum allgemeinen Erſtaunen die leitende, ja die befehlende Perſon geworden, und nur Suſanne und deren Augapfel Nikodemus, ihre Getreueſten, hatten es bemerkt, daß bei all' ihrem tapferen Ge-

bahren oft dicke Thränen aus ihren Augen quollen. Nikodemus besonders kam deshalb gar nicht mehr aus der Rührung heraus.

Nach einiger Zeit lobte sie den Grafen Warren ausdrücklich, wenn er neben ihr saß, weil er den Ton der Unterredung mit ihr so richtig verändert habe. „Sie sind uns ja," sagte sie, „ein werther alter Freund und stehen uns als solcher viel näher, als wenn Sie mit Liebesphrasen und vom Heirathen mit mir reden. Sie wissen ja auch, daß meine selige Mutter meine Verheirathung mit einem ganz Anderen vorbereitet hat. Sie hat mir das ausführlich mitgetheilt und mir auseinandergesetzt, was ich dafür zu leisten hätte. Ich bin auch mit allen Kräften bestrebt, die mir auferlegten Forderungen zu erfüllen, wie könnte ich da für etwas Anderes Auge und Ohr oder gar ein Herz haben! Helfen Sie den Vater beruhigen und mein Herz wird Ihnen dafür treuen Dank zollen."

So besonnen wußte sie bereits zu sprechen. Dem Grafen Warren gefiel das nun freilich gar nicht, er war eigentlich empört darüber, daß ihm von solch' einem Backfisch eine so demüthigende Lection ertheilt würde, ihm, der immer ein siegreicher Frauenheld gewesen. Er verschluckte die bittere Pille nur, weil er wirklich einige Neigung empfand für das junge Blut und weil ihn eigentlich diese resolute Erklärung des Mädchens frappirte. Er fand, daß solche Altklugheit sie allerliebst kleidete. Und endlich, sagte er sich, verdient es

immerhin ein Quantum Geduld, durch dies Mädchen Herr des Fürſtenthums zu werden. „Geduld und Ausdauer! Sie wird ſich endlich doch ergeben, wie jede Andere.“ — Und ſo blieb er da, den Vater tröſtend, der Tochter mit Vorſicht ſchmeichelnd. Geſchicktes Schmeicheln hatte er immer bewährt gefunden bei ſtrengen Frauenzimmern.

So vergingen einige Wochen, da kam das Schlimmſte für Vrony. Es kam von der albernen Claire Tiſſot. Dieſe nüchterne Perſon, in kalviniſtiſcher Nüchternheit beſtärkt durch die Genfer Schulweisheit, verſtand nichts von Herzensbedrängniß. Sie correſpondirte mit ihrem Bruder, welcher den Kurfürſten begleitete, und erfuhr durch deſſen Briefe, daß die Frau Marquiſe von Outretombe auf ihrem Schloſſe unweit Grenoble den Kurfürſten bethöre und beherrſche, und daß wahrſcheinlich eine Heirath den Abſchluß bilden werde. Jetzt ſei davon die Rede, daß ſie den Kurfürſten nach dem deutſchen Reiche in ſeine Hauptſtadt begleiten werde.

Dies Alles erzählte Claire Tiſſot der armen Vrony, als ſie eines Abends unter der großen Linde ſaßen und die Sonne untergehen ſahen über dem Buchenwalde.

Vrony hörte es an, ohne ein Wort zu ſagen, und Claire Tiſſot ging hinein ins Schloß zum Abendeſſen, ohne eine Ahnung zu haben, daß ſie ein Todesurtheil ausgeſprochen.

Vrony blieb ſitzen. Ihr Herz war krampfhaft zuſammengezogen, ſie konnte nicht einmal weinen.

Als endlich der Krampf nachließ, ſagte ſie leiſe: „Es war alſo nur Dein Traum, weiter nichts.“

Nach einer Weile ſtand ſie auf mit den Worten: „Die Mutter hat Recht gehabt mit dem verlangten Aufſchub: ich hätte ihn unglücklich gemacht, und er — mich auch. O Gott, wie traurig iſt das!“

Sie blieb regungslos ſtehen und ſah in die Schlucht hinab, wo der junge Sommer mit allen Reizen waltete, wo die Grillen luſtig zirpten und die Wachteln ihre eintönige Strophe riefen.

„Vorbei, Alles vorbei! Und ich hab' ihn ſo lieb!“ ſagte ſie noch.

Da ſtand Nikodemus bei ihr, um ihr das Abendeſſen anzukündigen. Sie ſah ihn an, antwortete nicht und ging auch nicht.

Der einfältige Junge, welcher ſonſt nichts verſtand, verſtand immer — man muß es einen Liebesinſtinkt nennen — jede Stimmung ſeiner angebeteten Prinzeſſin. Auch jetzt; er brach plötzlich in ein lautes Schluchzen aus. Brony mußte ihn beruhigen.

Sie ging langſam neben ihm hinein. Der Weg zum Speiſezimmer inmitten des kleinen Burghauſes führte ſie am kleinen Wohnraume Suſannens vorüber, aus welchem eine Thür in die Küche führte. Suſanne ſtand außen im Gange wie wartend auf die Prinzeſſin und ihren geliebten Sohn Nikodemus. Dieſer, dicke Thränen auf beiden Backen, machte

ihr ein Zeichen, daß der Prinzessin übel zu Muthe wäre, und so kam ihr Susanne entgegen und fragte liebevoll: „Um Christi willen, was ist denn?“

„Nichts, Susanne; ich bin etwas matt. Laß mich einen Augenblick still sitzen in Deinem Stübchen und laß dem Vater sagen: ich hätte keinen Hunger!“

Nikodemus wurde hineingeschickt, um das auszurichten, Vrony trat in Susannens Stübchen und sank auf einen hölzernen Sessel.

„Das sind die Herzbeklemmungen,“ sagte Susanne, „welche uns ängstigen, so lange wir jung sind. Das geht vorüber; ich hab's auch durchgemacht. Trinken Sie ein Gläschen Wachholder, das stärkt unser weibliches Gemüth.“

Vrony lehnte ab.

„Die Männer verdienen's nicht, Hoheit, daß wir uns um sie härmen. Sie sind Alle treulos; sie sind eben Männer, die Alles frei haben, weil sie keine Kinder zu gebären brauchen. Das haben sie leider voraus. Der liebe Herrgott hat's eben nicht anders eingerichtet; man schluckt's hinter und lebt weiter. Manchmal ganz gut.“

Und als Vrony immer noch schwieg, fuhr sie fort: „Oder ist's die Noth, weil man den Falschen nehmen soll? Aha! Ja, der wilde Graf hat unsern Allergnädigsten in der Tasche. Keine Umstände machen, Prinzeß, immer Nein sagen, nur Nein und weiter nichts. Dann können sie doch

nicht weiter. Der Graf iſt ein Raubvogel und taugt nicht für uns. Und am Ende kommt der Kurfürſt doch —"

Vrony zuckte zuſammen.

„Er kommt, ſag' ich Ihnen. Er iſt jetzt in der Mauſer, und jede Mauſer hört einmal auf. Nur warten! Ganz ſtille warten! Sie haben ja noch viele Zeit vor ſich."

Vrony war aufgeſtanden, hatte eine ablehnende Bewegung gemacht und war fortgegangen. Suſanne ſah ihr kopfſchüttelnd nach.

Ein nach außen offener Gang führte durch den ganzen Schloßbau an den alten wie neueren Bautheilen entlang. Durch dieſen ging ſie am Speiſezimmer vorüber in ihr Gemach. Dort ſtand ſie noch eine Zeit lang, ohne ſich zu regen, dann lief ein Schauer über ſie hin, ſie griff an ihre Gewänder, kleidete ſich langſam aus und legte ſich ins Bett. Im Bette erſt kam ein unaufhaltſames Weinen über ſie und ſpät erſt, ſpät ſchlief ſie ein.

Ach, ein Unglück kommt nie allein! In den nächſten Wochen machte Graf Friedrich von der Warren ſcharfen Ernſt mit Immanuel XIX., daß er als Vater verpflichtet wäre, nachdrücklich für die Zukunft ſeiner Tochter Sorge zu tragen. Er (Immanuel) werde gebrechlich, es ſei hohe Zeit, und die Träume vom Herrn Kurfürſten ſeien in Rauch aufgegangen, die langnaſige Genferin habe ja genaue Kunde aus Frankreich und habe dieſe ihm auf ſeine Nachfrage nicht verſchwiegen. Die Sicherheit der Zukunft für die Tochter

beſtünde aber, wie Papa ſchon lange wiſſe, in der Verheirathung Vrony's mit ihm, mit dem reichsfreien Grafen von der Warren.

Der alte Herr war ganz mürbe, Warren war ſeiner ſicher, und er trat nun eines Vormittags in Vrony's Zimmer, um die Sache in Gang zu bringen.

Die Fenſter ſtanden offen und die junge Sommerſonne ſchien warm herein. Die Harfe hatte in den Hintergrund gebracht werden müſſen, damit die zudringliche Wärme nicht die Stimmung der Saiten ſtöre. Vrony und Claire ſaßen am Tiſche, und Claire trug vor, wie ſo vor vielen Jahrhunderten ſchon in Athen regiert worden ſei. Je mehr Vrony im Innerſten bedrängt wurde, deſto fleißiger betrieb ſie Wiſſenſchaft. Sie ſprach immer weniger, aber ſie lernte immer mehr.

Der eintretende Warren brachte die Aufforderung des Fürſten: Mamſell Claire Tiſſot möge ſich zu Seiner Durchlaucht verfügen, Seine Durchlaucht wollte ſie ſprechen.

Es war verabredet, daß der Fürſt dieſer Claire Tiſſot auftragen ſollte, Vrony klar zu machen, was ihr jetzt zu thun obliege. Es wäre das Glück und wäre die Schuldigkeit der Prinzeſſin, den Grafen Warren zu heirathen.

Warren ſetzte ſich nun an den Tiſch zu Vrony und berichtete ohne Einleitung, „daß ihr Vater ihn bevollmächtigt hätte —“ er ſtockte.

„Wozu?“

„Ihnen, liebe Prinzeſſin, anzuzeigen, daß wir einander heirathen ſollen. Es iſt dies Ihres Vaters Wunſch und ausdrückliches Verlangen.“

Vrony ſah ihn mit ihren großen Augen ſchweigend an und ſagte erſt nach einiger Zeit: „Sogar Verlangen?!“

„Ja, liebe Vrony.“

„Wäre ich Ihre liebe Vrony, dann kämen Sie nicht mit ſolchem Beſcheide zu mir. Wenn man ein Mädchen liebt, dann kommt man nicht mit ſolchem Befehl zu ihr. Soviel ich weiß, läßt ſich Liebe nicht befehlen.“

„Was Liebe iſt und kann und thut, das, liebe Vrony — ich beharre auf dem Worte — das wiſſen Sie nur unvollſtändig, denn Sie ſind unerfahren.“

„Allerdings nicht ſo erfahren wie Sie, der uns früher oft von ſeinen Heldenthaten in der Liebe erzählt hat.“

„Bleiben wir bei der Hauptſache. Ich werde Sie achten, hegen und pflegen wie meinen Schatz, und da ich weltkundig bin, wie Sie ſelbſt ſagen, ſo werde ich dies auch können. Reichen Sie mir getroſt Ihre Hand!“

Dabei ſtreckte er ihr die ſeinige entgegen.

Vrony rückte ihren Stuhl ſo, daß ſie ſich von ihm entfernte, und ſagte ganz ruhig: „Das werde ich nicht thun, Herr Graf von Warren. Sie waren uns früher ein willkommener Hausfreund, mit welchem ich mitunter ſcherzte; aber ich habe Sie nie geliebt und liebe Sie jetzt noch weniger

als ſonſt. Nie aber werde ich einen Mann heirathen, den ich nicht liebe.“

„Dann würden Sie nothwendigerweiſe eine alte Jungfer werden, denn der Mann, welchen Sie lieben, das heißt zu lieben glauben, der ſteht im Begriffe, ſich mit einer Andern zu verheirathen, mit einer franzöſiſchen Marquiſe d'Outretombe, wenn Sie's noch nicht wiſſen ſollten.“

Vrony bebte zuſammen wie ein Eſpenlaub vor dieſer dreiſten Aeußerung, aber ſie antwortete ganz gefaßt: „Ich wünſche nur, daß jene Marquiſe jenen Mann glücklich mache, und wünſche außerdem, daß Sie mich jetzt verlaſſen.“

Sie ſtand auf. Warren ergrimmte über ſolchen Widerſtand und unterdrückte mühſam eine brutale Erwiderung. Er unterdrückte ſie, weil ihm doch ſein Verſtand ſagte: ein Wort der Beleidigung führt noch weiter ab von meinem Ziele.

Er blieb unſchlüſſig ſtehen. Da zeigte ſie mit dem Arme nach der Thür. Die harmloſe Prinzeſſin erſchien plötzlich ganz und gar wie eine Prinzeſſin, welche einem Zudringlichen die Thür weiſt.

„Ihr braver Vater,“ ſprach er darauf, „wird mir's nicht glauben wollen, daß ſein geknicktes Alter kein Gehör findet bei ſeiner Tochter.“

Damit ging er. — Dieſe letzten Worte waren der einzige Stachel, gegen welchen ihr Widerſtand ſchwach war.

Ein tiefer Seufzer rang ſich aus ihrer Bruſt, und ſie

ging langſam an's offene Fenſter. So ſonnig, warm und üppig lag das Thal vor ihr, eine Grasmücke ſang vom nächſten Baum ihren ſchwellenden Liebesanfang — „Und ich muß ſo leiden in jungen Jahren", ſagte ſie vor ſich hin, „iſt es denn nicht genug, daß ich das Liebſte verloren habe und entbehren muß, ſoll ich auch noch — o Du lieber Gott, beſchütze Du mich davor!"

Da klopft es an die Thür. Der kleine Doktor aus dem Städtchen trat ein. Knothe hieß er, und war wohl ſechzig Jahre alt, Jährchen pflegte er zu ſagen, denn er war ein heiteres Gemüth und ſagte zu allen Patienten: „Kleinigkeit! Kleinigkeit! Das wird bald vorüber ſein." Jetzt aber kam er in einem Auftrage, den er nicht heiter fand, aber doch ausführen mußte, und er ſprach:

„Verzeihen Sie, durchlauchtige Prinzeſſin, daß ich mit meiner kleinen Perſon zudringlich hier hereintreten muß. Durchlaucht, unſer allergnädigſter Landesvater und Dero leiblicher Vater, haben's befohlen."

„Mein Vater?"

„Ja wohl! Ich ſoll ſeiner durchlauchtigen Tochter eine species casus auseinanderſetzen, wie es mit ſeinem Befinden ſteht, und daß beſondere Maßregeln getroffen werden müſſen zu beſſerem Fortbeſtande."

„Was heißt das? Iſt meinem Vater —"

„Etwas zugeſtoßen? Nein, o nein! Nichts Neues! Er hat im Gegentheile die ſchwere Trauerzeit leiblich über-

ſtanden, der Appetit iſt wieder da, und er ſpeiſt mitunter ſogar ausgiebig. Der Durſt ferner iſt ihm nie abtrünnig geworden. Aber — aber —"

„Aber?"

„Aber der nervus hypochondriacus iſt aufgereizt und muß beſchwichtigt werden, um ein gleichmäßiges Wohlbefinden wieder herzuſtellen."

„Was heißt das?"

„Das heißt eine ärgerliche Schwermuth, man kann ſagen Melancholie überfällt ihn jeweilig, wie ein Marder das Huhn, will ſagen wie ein Raubthier, welches an unſerem Blute nagt. Das Blut Seiner Durchlaucht muß durchaus ameliorirt werden. Von gichtiſchen Beſtandtheilen gar nicht zu reden, aber Leber und Galle müſſen aufgefriſcht werden durch ein herzhaftes Mineralwaſſer. Ich habe dazu nach reiflicher Ueberlegung das berühmte Sprudelwaſſer in Böhmen — ich ſtamme von da und kenne es — vorgeſchlagen, welches in Karlsbad wunderbar aus der Erde, ja ſogar aus dem Waſſer des Fluſſes in die Höhe ſpringt."

„Alſo mein Vater ſoll nach Karlsbad, um das dortige Waſſer zu brauchen?"

„Strikte, Prinzeſſin, baden und trinken, und damit dies Experiment — ein ſolches iſt es — gedeihe, darum wenden wir uns an Sie."

„Warum an mich?"

„Die richtige Stimmung und Gemüthsverfaſſung iſt

abſolut nothwendig, wenn der Sprudel nützen ſoll. Der Menſch nun, auch ein fürſtlicher Landesvater, muß ſich ruhig und behaglich fühlen, wenn er an den Sprudel kommt. Seelenruhe, Seelenruhe muß vorhanden ſein, ſonſt wird der Sprudel ein mineraliſches Gift, ich ſage Gift, und zerſtört kurzweg das ganze Menſchenkind, wie geſagt auch ein landesherrliches."

„Das glaube ich wohl. Wir ſollen alſo befliſſen ſein, meinen guten Papa bei guter Laune zu erhalten?"

„Rectissime."

„Und dazu ſendet Sie mein Vater zu mir?"

„Sendet, ja."

„Er fürchtet alſo von mir —?"

„Nicht doch, nicht doch! Nur eine causa doloris liegt vor.

„Causa doloris heißt Urſache des Schmerzes —"

„Bewunderungswerth! Auch klaſſiſcher Sprache mächtig! Ja, ja! Dieſe causa iſt ein Wunſch Serenissimi, ein unwiderſtehlicher Wunſch, und wenn die durchlauchtigſte Prinzeſſin dieſen Wunſch, wie es ſcheint, abſolut ablehnen, dann iſt's um beſagte Seelenruhe geſcheh'n, und die nothwendige Karlsbader Kur wird eine eminente und imminente Gefahr."

„Und was iſt das für ein Wunſch?"

„Das zu artikuliren, geht wohl über meine mediziniſche Befugniß hinaus. Serenissimus wird in nächſter Stunde

ſelbſt hier erſcheinen und den Wunſch ausſprechen, was man artikuliren nennt —"

„Geplauſch, Geplauſch! Nicht d'rauf hören, Prinzeß, nicht d'rauf hören!"

Dieſe Worte wurden ſcharf geſchrieen von Frau Suſanne, welche mit ihrem Söhnchen Nikodemus in's Zimmer trat. Nein, nicht blos trat, ſondern wehte und rauſchte, inſofern von heftiger Bewegung Rock und Bruſttuch flogen. Nikodemus neben ihr mußte kurzen Trab gehen, um Schritt zu halten. Er geſtikulirte wie ſeine Mutter mit beiden Armen, und ſein gutmüthiges Geſicht verſuchte zornig auszuſeh'n. Mit Genauigkeit wiederholte er jedes Wort ſeiner Mutter, er ſchrie alſo auch: „Geplauſch! Geplauſch! Nicht d'rauf hören, Prinzeß, nicht d'rauf hören!"

„Sie ſollten ſich was ſchämen," fuhr Suſanne fort, „Sie gelehrter Pflaſterſchmierer, unſerer liebwerthen Prinzeſſin ſo auf den Leib zu rücken und in dem Complotte mitzuthun!"

„Complotte mitzuthun!" wiederholte Nikodemus.

Was nun folgte aus dem beredten Munde Suſannens, war zu lang und kam zu ſchnell, als daß er immer mit fortgekonnt hätte. Nikodemus hatte eine ſchwere Zunge, er konnte nicht ſchnell ſprechen, mußte ſich alſo mit einzelnen, beſonders ausdrucksvollen Worten begnügen und nur das Schlußwort ſeiner Mutter, das Wort „Skandal", wiederholte er mit Empfindung.

„Aber, Frau Suſanne, wie können Sie ſich unterſtehen?"

rief endlich der Doktor und ſtieß mit ſeinem Stocke auf, daß es knallte.

„Unterſtehen? Sie ſollen noch mehr erleben! Ich hab' Alles nebenan in meiner Küche gehört — warum ſchreit Ihr wie die Mandelkrähen! — Alles hab' ich gehört, was der Fürſt und der Graf mit Ihnen, Sie Zwergdoktor —"

„Zwergdoktor!" ſchrie Nikodemus.

„Recht, Nikodemus! — Was Ihr abgekartet habt, 's iſt ein complettes Complott, und ein erbärmliches!"

„Erbärmliches!" ſchrie Nikodemus.

„Denken Sie nur, Prinzeſſin, verkuppelt ſoll'n Sie werden an den Grafen, den Schürzenjäger —"

„Schürzenjäger!"

„Und dazu ſoll dieſer Zwerg hier aus dem Städtchen drunten helfen. Den Vater ſoll er krank machen, als ob er auf dem letzten Loche pfiffe —"

„Loche pfiffe —"

„Recht, Nikodemus! Loche pfiffe, wenn Sie ihm nicht den Willen thäten. Sterben, abſolut ſterben würd' er ſonſt. Himmliſcher Vater, ſolch' gottesläſterliches Zeug pantſchen ſie zuſammen!"

„Pantſchen ſie zuſammen!"

„Wie ein freches Bauernmädel pantſcht, das ſich für eine Köchin ausgiebt. Und 's iſt Alles verlogen, Prinzeßchen, Alles! Der Allergnädigſte kriegt nur Verſtockung, wenn er zu viel Fettes ißt. Das giebt man ihm halt nicht mehr.

und dann wird's holla mit der Stockung. Der und sterben! Der stirbt noch lange nicht! Ich kenn' ihn ja genau, der ist ein Riese, straf' mich Gott, der stirbt an so was nimmermehr, auch wenn Prinzeß zehnmal Nein sagt, und sie soll, um nicht in's Malheur zu gerathen, Nein sagen, partout Nein sagen!"

„Partout Nein sagen!" rief Nikodemus und gerieth wegen des Wortes Malheur in's Schluchzen, wodurch der Redestrom Susannens unterbrochen wurde, denn sie klopfte ihm sanft auf den Rücken. Das war ihr Mittel, ihn zu beruhigen, und es wirkte auch jetzt.

Diese Pause benutzte Knothe, der Doktor, zu einem heroischen Abgange. Er sprach gar nicht, zuckte aber gegen die Prinzessin auf eine so heftige Weise die Achseln, daß seine verachtende Empörung hinreichend sichtbar wurde, demonstrirte alsdann mit seinem Stocke gegen Susanne und Nikodemus, daß dieser einige Schritte seitwärts sprang, verbeugte sich endlich vor der Prinzessin und verschwand.

Kaum war er aber hinaus, so erschien auf der Thürschwelle die mächtige Figur Immanuel's XIX. Man konnte sie ein wenig vornübergebeugt und konnte die Gesichtszüge ein wenig erschlafft finden. Jedoch nur einen Augenblick. Als er sah, daß der Doktor Knothe so dünn und so still als möglich an ihm vorüberschlüpfte und mit zuckendem Aermchen auf Susanne rückwärts wies, und als er sah, wie Susanne und Nikodemus die Hände hoch hielten, wie siegreiche

Gladiatoren, da wußte der Herrscher augenblicklich, was hier die Glocke geschlagen und was da zu thun sei. Er reckte sich in die Höhe und ging schallenden Schrittes zu Susanne und Nikodemus. Da nahm er flugs beide Menschenkinder bei den Ohren, das reife weibliche beim linken, das kaum männliche beim rechten Ohr und führte sie bis zur Thür. Nikodemus schrie sogleich lamentabel, aber er kam nicht auf gegen den Schlachtruf Immanuel's XIX., gegen die donnernden Worte: „Hinaus, Vagage!"

Hiermit war sein Wortschatz erschöpft und er mußte an der Thürschwelle Susannens Schwertmaul über sich ergehen lassen, welches ihm klägliche Altersschwäche in's Antlitz schleuderte und außerdem das abscheuliche Wort „Rabenvater".

„Rabenvater!" schallte es noch draußen dünn, aber deutlich von Nikodemus herein.

Dieser letzte Ruf des angehenden Jünglings schien Immanuel XIX. besonders zu ärgern, denn er machte eine heftige Armbewegung. Dann aber ließ er sich erschöpft auf einen Stuhl fallen, daß dieser krachte, und blickte kopfschüttelnd auf seine Tochter.

Endlich, nachdem er tief Athem geschöpft, sprach er: „Du warst immer ein so gutes Kind, Vrony, und auf einmal wirst Du widerborstig gegen Deinen alten, kranken Vater!"

„Aber Vater —"

„Ich bin krank!“ rief er heftig, „das kann kein vernünftiger Menſch beſtreiten. Das Eſſen ſchmeckt mir kaum noch, und im Weintrinken ſoll ich kindiſch Maß halten wie eine Jungfer, damit der Alp von mir weiche. Ich ſage Dir, Kind, dieſer Alp iſt da, und wenn er ſich mir auf den Leib ſetzt, dann drückt er ſo, daß ich alle Courage verliere. Ich bitte Dich, ein Immanuel ohne Courage! Da kann das Ende nicht weit ſein, der Tod ſelber! Ich muß alſo als Landesvater und Familienhaupt Vorſorge treffen für die nächſte Zukunft, und deshalb mußt Du raſch heirathen, raſch! Der fabelhafte Kurfürſt hat Dich ſitzen laſſen, wie Deine ſelige Mutter vorausgeſagt — ſie wußte eben Alles! — er hat Dich, geradeaus geſagt, ſchmählich ſitzen laſſen. Der ſouveräne Anſtand verlangt, daß man das gar nicht aufkommen läßt, daß man's gar nicht eingeſteht, ſondern ſogleich einen Riegel vorſchiebt, kurzum, daß man ſofort eine Ehe ſchließt, als ob man lange vorher nichts Anderes gewollt hätte. Und das geht auch, der Mann iſt zur Stelle! Was haſt Du denn gegen den Grafen?“

„Ich liebe ihn nicht.“

„Dummes Zeug! Glaubſt Du etwa, Deine Mutter hätte mich geliebt, oder ich hätte Deine Mutter geliebt, als wir uns heiratheten? Kein Gedanke! Die Liebe kommt nach der Hochzeit, verlaß Dich darauf, ſie kommt! Und Warren iſt ein kraftvoller, bildſchöner Mann. Deine Mutter und ich haben uns hinterher rechtſchaffen geliebt, und jetzt

heul' ich erbärmlich darüber, daß ich sie verloren hab'. So wird's Dir auch ergeh'n, wenn er vor Dir stirbt."

„Meine Mutter würde diese jähe Verheirathung gewiß nicht zugegeben haben."

„Das kann sein; aber jetzt ist sie fort und ich bin nahe an die Grube gedrückt, jetzt heißt's Testament machen. Sollst Du ledig zurückbleiben, wenn sie mich einscharren? Kannst Du mein Land regieren? Possen! Ein Frauenzimmer regiert ein Land nimmer! Das ist ein alter Wahrspruch der Immanuele. Und weil das die Leute wissen, so werden sie über Dich herfallen mit Forderungen und Processen, bis Dir nichts mehr übrig bleibt vom Fürstenthume und von Deiner Gesundheit. Ich will aber, daß Du gesund bleibst und mit Behagen lebst als letzter Sproß unseres Hauses, wie wir Immanuele alle gelebt haben seit Kaiser Karl dem Großen. Damit Punktum. Komm her, Du kleiner Fratz, gieb mir die Hand und sag' Ja."

„Nein, lieber Vater, darauf geb' ich nicht die Hand und sag' nicht Ja."

Er fuhr hoch in die Höhe und sah sie starr an. Es schien mehr Verwunderung zu sein, als Zorn, was ihm das Wort verschlug. „So rundweg nein?" stammelte er fast, „dem regierenden Herrn gegenüber?"

„Es sind erst einige Monate," sprach Vrony, „daß meine gute Mutter gestorben ist. Wir sind selbst äußerlich

noch in tiefer Trauer, da soll, weil Du verstimmt bist — denn Du bist nur verstimmt —"

Er stöhnte.

„Da sollen Pauken geschlagen und Trompeten geblasen werden zur Hochzeit des Kindes!"

„Die kann man ja weglassen!"

„Das ist wider die Natur, ist wider Sitte und Schicklichkeit, welche ein Landesfürst hochzuhalten verpflichtet ist."

Er senkte sein Haupt; das hatte getroffen.

„Ich bin sonst gewiß nicht stolz," fuhr sie fort, „aber die Prinzeß wegzuwerfen für einen armen Grafen, das thät' ich höchstens, wenn ich den Grafen liebte. Ich thu's jedoch nicht für einen Mann, der nur unser Fürstenthum einstecken will bei dieser Gelegenheit."

Sie sprach das Alles ganz ruhig; sie war ein Charakter geworden, und der schwache Vater mußte ihr eigentlich Recht geben. Das that er auch. Aber nun kam die größere Gefahr für sie; nun wurde er weich, und zu ihrem Schrecken wehmüthig. Nun bat er sie, bat sie flehentlich, und die Thränen liefen ihm wirklich über die Wangen, er bat sie wie ein Kind.

Das kam von der Schwermuth, von dem verfluchten Alp, wie er seine Hypochondrie nannte, und diesem wehmüthigen Bitten gegenüber wurde Vreny entwaffnet. Sie brach auch in Thränen aus, fiel ihm um den Hals und versprach Alles, Alles.

VII.

Claire Tissot war es endlich einmal gelungen, etwas Vortheilhaftes anzustellen, sie hatte ihrem Bruder, dem Sekretär des Kurfürsten geschrieben, daß Prinzeß Veronika den Grafen von der Warren heirathen müßte, und daß Immanuel XIX. mit dem jungen Ehepaar und mäßigem Gefolge in nächster Woche nach Karlsbad reisen werde, um durch das dortige Wunderwasser von einem beschwerlichen Alpdrücken erlöst zu werden.

Dieser Brief brauchte glücklicherweise nicht viel Zeit; er fand den Bruder Tissot in der Hauptstadt des Kurfürstenthums, wohin er mit dem Kurfürsten vor einigen Tagen zurückgekehrt war.

Diese Nachricht schlug ein wie eine Bombe in den Kreis Derjenigen, welche neben dem Sekretär Tissot und dem Leibjäger Golz eine Partei Brony bildeten. Es gehörte namentlich dazu der alte General Wolkenburg und der Leibarzt des Kurfürsten mit Namen Wachtelheim. Sie waren sämmtlich entsetzt über die nahende Gewißheit, daß der Kurfürst die französische Marquise d'Outretombe heirathen

werde. Er war zwar allein zurückgekehrt in ſeine Hauptſtadt, aber man wußte, daß ihm die Marquiſe binnen wenigen Tagen nachkommen und daß alsdann die öffentliche Verlobung folgen würde. Tiſſot antwortete ſeiner Schweſter auf der Stelle:

„Liebe Claire! Die Nachricht von der Verheirathung der Prinzeſſin Veronika mit dem Grafen Warren iſt, Gott ſei Dank! noch vor Thorſchluß angekommen. Wir ſind ſoeben hier eingetroffen. So höre: die franzöſiſche Marquiſe d'Outretombe hat unſern guten jungen Herrn mit allen Künſten der Koketterie gekapert auf ihrem Schloſſe bei Grénoble. Er hat ihr wahrſcheinlich ſeine Hand verſprochen, und wir glauben, daß er ſich ſehr übel dabei befindet. Er iſt bloß und mager geworden und ernährt ſich ungenügend. Der Leibarzt Dr. Wachtelheim hat auch ſchon von einer Badekur geſprochen, ehe der Brief ankam. Alſo nach Karlsbad geht Ihr? Das iſt uns ein Fingerzeig; Wachtelheim verordnet nun unſerem Herrn ebenfalls Karlsbad. Dort können ſie endlich wieder zuſammenkommen. Jetzt liegt nur die Aufgabe vor, Eure ſchreckliche Verheirathung mit dem Grafen Warren zu hintertreiben. Das kannſt und mußt Du bewerkſtelligen! Du mußt der Prinzeſſin ſagen, daß Du genau von mir wüßteſt: der Kurfürſt liebe dieſe Marquiſe gar nicht, er liebe im Innerſten ſeine Brony, aber die Künſte dieſer Franzöſin, welche um jeden Preis Kurfürſtin werden will, haben ihn durch lauter Täuſchungen

umgarnt. Die würden alle zerrissen werden, sobald er Brony wiedersieht. Die Prinzessin solle sich nur frei halten bis zur Ankunft in Karlsbad. Dort sprengt er gewiß die französischen Fesseln entzwei. Dasselbe mußt Du dem Fürsten Immanuel sagen, welcher ja doch seine Tochter lieber zur Kurfürstin machen wird, als zur Gräfin Warren. Geh' sogleich an's Werk und schreibe uns, was Du ausgerichtet. Hier bei uns geht jetzt Alles sehr schnell, der Kurfürst ist in seinen Nerven so aufgeregt, daß er jetzt Alles plötzlich macht."

Leider war Claire Tissot damit zufrieden, daß sie ein einziges Mal etwas Gescheidtes angestiftet hatte. Sie war ein gelehrter, aber ganz beschränkter Kopf. Zu ihrer Beschränktheit gehörte der Grundsatz, daß sie sich mit keinem Worte, ja mit keiner Miene in das Familienleben ihrer Herrschaft mischen dürfe. Sie sagte also zum Briefe ihres Bruders: „O nein, das darf ich nicht", und sie verschwieg den wichtigen Brief vollständig, obwohl sie das Leiden der armen, ganz schweigsam gewordenen Brony täglich vor Augen sah.

Am Tage, da der Brief Tissot's an seine Schwester abgegangen, war der Kurfürst in der Dämmerung des Sommerabends in seine Hauptstadt zurückgekehrt. Er empfing nur den Kanzler für eine Viertelstunde und zog sich in sein Zimmer zurück. Die Marquise war unterwegs, ihm in seine Hauptstadt zu folgen.

Er war frei von beſtimmten Verſprechungen, aber er hielt ſich für verpflichtet, ihr ſeine Hand anzutragen.

Die heimiſchen Räume mutheten ihn an wie ein Zauber der Kindheit. Er athmete tief auf und aller franzöſiſche Schimmer, welchem er ſo lange unterworfen geweſen, wich von ihm wie ein niederfallender Nebel.

Der warme Sommerabend lockte ihn an's offene Fenſter. Seine Wohnung war in einem hohen Erdgeſchoſſe, und vor dem Fenſter lag ein baumreicher Garten und Park. Die Lindenbäume blühten hier noch — der Sommer war eben zurück neben dem des Dauphiné — und ihr Duft drang zu ihm herein. In geringer Entfernung ſchlug eine Nachtigall.

„Daheim! Daheim!“ ſprach er leiſe, und wie dazu gehörig ſtand Vrony's Geſtalt vor ihm.

Er hatte nicht nach ihr gefragt, er wußte nichts, als daß die Mutter geſtorben, und hielt es für unmöglich, jetzt an ſie zu ſchreiben, nachdem er ſo lange — „treulos! treulos!“ ſagte er unumwunden — geſchwiegen. Aber alle Macht liebender Erinnerung kam jetzt über ihn wie eine große Meereswoge, und er brach in die Worte aus: „Sehen, ſprechen mußt Du ſie, um ſie zu verſöhnen. Denn Du liebſt ſie ja doch, wenn ſie auch nicht Dein Weib werden kann. Sehen und ſprechen! Morgen wirſt Du allein, ganz allein zu Pferde hinüberjagen.“

Dies war der Entſchluß, mit welchem er ſich zur Ruhe legte, und am andern Morgen wachte er auf mit dieſem

Entſchluſſe und ging in den Garten hinaus, den alten Andreas zu ſuchen, welchem er ja bei ſeiner Abreiſe Aufträge gegeben hatte für die kleine Prinzeſſin.

Die Sonne ſchien ſchon warm und trocknete den Thau der Nacht. Er athmete die friſche Wärme in vollen Zügen, und da, ja da am Gebüſch ſah er auch ſchon den alten Gärtner an ſeinen Blumen. Das nahm er für ein Vorzeichen des Glücks. Er hatte ihm aufgetragen, jede Woche friſche Blumen und Pflanzen hinüber zu bringen an ſein Mühmchen, darunter die ſchönſten Topfgewächſe, welche in Blüthe traten. Von ihm wollte er hören, wie's drüben ſtand, eh' er zu Pferde ſtiege.

„Nun Andreas," rief er, „haſt Du jede Woche meinen Auftrag erfüllt und friſche Pflanzen und Blumen der Prinzeſſin Veronika gebracht?"

„Zu Befehl, Hoheit, jede Woche."

„Und wie ſteht's drüben? Hat man ſich getröſtet über den ſchweren Verluſt der guten Mutter? Sind Alle geſund geblieben?"

„Nein, Hoheit, ach nein!"

„Wie denn?"

„Ich bin erſt in der vorigen Woche drüben geweſen. Lieber Herrgott! Es geht da Alles drunter und drüber."

„Wieſo denn?"

„Der alte Reichsfürſt — übrigens iſt er noch gar nicht richtig alt — der hat ſeine Courage verloren."

„Seine Courage?“

„Ja, ſo ſagt er und ſo ſieht's auch aus. Sonſt war er doch ein tapferer Herr und ritt und jagte und befahl wie Einer. Jetzt ſteigt er auf kein Pferd mehr und ſagt, es ſäße ihm ein Alp auf dem Magen, der mache ihn verzagt und jämmerlich. „Von ihm,“ ſagt er, „ſei auch nichts mehr zu erwarten und deshalb müſſe Alles über Hals und Kopf in Ordnung gebracht werden für die Prinzeſſin.“

„Die Prinzeſſin?“

„Ja, deshalb iſt's ſo jählings gekommen, daß er ſie mit dem Grafen verlobt hat.“

„Verlobt? Mit —?“

„Mit dem Herrn Grafen von der Warren, und die Hochzeit ſollte gleich folgen. Zu Ende der Woche wird ſie wohl vor ſich gegangen ſein.“

Wenn ein Blitz vor ihm in die Erde gefahren, der Kurfürſt hätte nicht mehr erſchrecken und zurückprallen können. Vrony verheirathet!

Es iſt ja unſere Eigenſchaft, daß wir den Werth eines Beſitzes erſt recht erkennen, wenn wir den Beſitz verloren haben.

So ging es dem Kurfürſten Karl. Erſt nach vierundzwanzig Stunden war er für die Getreuen zu ſprechen, ein wortkarger, künſtlich beruhigter, hoffnungsloſer Mann.

Die Getreuen rechneten feſt auf die Thätigkeit der Claire Tiſſot; ſie wußten nichts von den gefährlichen Zu-

ſtänden, welche Vrony bedrohten, ſie hatten nur vor, den Kurfürſten für eine Badereiſe nach Karlsbad zu gewinnen.

Das ſchien auch erreichbar zu ſein, da der Leibarzt des Kurfürſten, Doktor Wachtelheim, zu der kleinen Verſchwörung gehörte, welche Tiſſot und Golz angezettelt, und für welche ſie auch die wichtige Perſon des alten Generals Wolkenburg gewonnen hatten.

Der Kurfürſt war in ſeinem Nervenleben tief angegriffen. Das fühlte er, und ſo hatte er nichts einzuwenden gegen eine Karlsbader Kur.

Nun ſollte er nach dem Rathe der Verſchworenen der Marquiſe melden, daß ſie ſeines Unwohlſeins wegen ihre Herreiſe aufſchieben möchte.

Dazu ſagte er kurzweg „Nein". Ein Fürſt müßte unter allen Umſtänden Wort halten, „auch" — fuhr er nach einer Pauſe fort, — „auch wenn man's ihm nicht halte."

Nun entwickelte General Wolkenburg die Stimmung, welche in der Hauptſtadt herrſchte in Bezug auf die Marquiſe und in Bezug darauf, daß man fürchtete, ſie wäre zur Landesmutter auserſehen. Dieſe Stimmung ſei feindlich gegen die Marquiſe. Man hätte gehofft, der Landesvater würde ein benachbartes liebwerthes Landeskind in ihre Mitte führen.

Der Kurfürſt zuckte zuſammen und unterbrach den alten Herrn, welchen er ſonſt hoch achtete. Dann ſagte er: „Das habt Ihr nicht allein gewünſcht! Wünſche ſind Träume, Träume ſind Schatten. Bleiben wir bei der

Wirklichkeit. Ihr verkündet meiner französischen Freundin, einer Frau von großen Geistesgaben und von großer Anlage zur Regierung eines Landes, einen ungünstigen Empfang in meiner Hauptstadt? Mag sein. Ihr urtheilt ohne nähere Kenntniß. Aber ich will unter solcher Stimmung die Dame solchem Vorurtheile nicht jählings aussetzen, ich will Euch Zeit geben zur Berichtigung solchen Vorurtheils. Ich will ihr entgegenreisen und sie davon abhalten, unsere Landesgrenze jetzt schon zu überschreiten. Ich will sie einladen, mit nach Karlsbad zu kommen, ich will sie bis dorthin begleiten. Sie, General, mögen sich ebenfalls nach Karlsbad begeben, um die Dame kennen zu lernen, Sie selbst werden dann das Vorurtheil berichtigen."

„Jedenfalls, Hoheit, bleibt sie nur eine französische Marquise, bleibt unter dem Stande eines Kurfürsten des heiligen römisch-deutschen Reiches."

„Haben Sie mir nicht neulich das Avancement eines Offiziers zu hoher militärischer Stelle vorgeschlagen, der ein zweifelhafter armer Ritter war? Hat er Ihre großen Erwartungen nicht erfüllt?"

„Er hat sie erfüllt."

„Nun also! Thaten erheben. Die Marquise wird das bethätigen. Ich fahre morgen nach Straßburg, um die Dame dort zu erwarten. Auf Wiedersehen in Karlsbad."

Das war Alles, was die Verschworenen erreichen konnten. Sie hofften aber doch, die Mariage noch zu

sprengen, weil Golz steif und fest dabei blieb: es sei keine rechtschaffene Liebe von Seiten des Kurfürsten, es sei nur Verwirrung und Verführung. Er sei ja immer in nächster Nähe des Herrn gewesen, er müßte es ja wissen.

Nach dieser Behauptung des Leibjägers Golz schloß der General und der Leibarzt: das System dieser Kokette hat darin bestanden, den jungen Herrn wohl anzulocken, sich ihm aber nie hinzugeben, weil seine Hand nur dadurch zu erreichen wäre, daß erst die Ehe ihm die Hingebung bringen könnte. Der Kurfürst sei aber gar nicht so sinnlich geartet, daß dieser Punkt ein entscheidender bei ihm werden müßte.

Sie hatten auch nicht ganz Unrecht. Aber sie hatten ja keine Ahnung, wie es jetzt in seinem Innersten aussah. Die Herzensfrage war untergegangen. Daß sie so untergehen gekonnt, schrieb er seiner Person zu, seiner unzureichenden Persönlichkeit, welche man im Handumkehren vergessen könnte. Diese so unzureichende Persönlichkeit müsse sich als Landesfürst Hilfe suchen, Hilfe und Ergänzung. Eine überlegene Frau müsse mit ihm regieren. Dies möglich zu machen, sei seine Pflicht.

Mit solchen Gedanken kam er nach Straßburg. Gleichzeitig mit ihm traf die Marquise ein. Er begrüßte sie mit der Einladung, ihn nach Karlsbad zu begleiten.

Der Arzt nöthige ihn dahin, und er hoffe, es werde ihr nicht unangenehm sein, sogleich ein breites Stück des deutschen Reiches kennen zu lernen.

Letzteres fand sie lächerlich, und die ganze Nachricht empfing sie mit Unwillen. Sie übersah auf der Stelle, was gemeint wäre, und ihre erste Regung war: in hohem Tone dem ganzen Verhältnisse ein Ende zu machen.

Sie war eigentlich von demselben gelangweilt. Ihre sinnliche Natur, „Penthesilea" pochte bereits ungeduldig gegen diese platonische Liebeswerbung eines ersichtlich blöden deutschen Jünglings. Ja, er hatte ihr anfangs gefallen, aber seine Schönheit war ihr fad geworden. Jener deutsche Edelmann, welcher ihren Ruf beschädigt hatte, stand viel reizender in ihrer Erinnerung und sie dachte mit Sehnsucht an ihn zurück. „Warum ihn nicht jetzt herbeirufen, da sie durch das Marquisat vermögend geworden?"

Strengen Ausdrucks blickte sie auf den verlegenen Kurfürsten und war im Begriffe, rundweg mit ihm zu brechen.

Warum zögerte sie? Weil sie eine herrschlustige Natur war, und weil sie hartnäckig an einem begonnenen Werke festhielt. Dessen sind die Frauen gar oft fähig, eigentlich fähiger als die Männer. Sie haben weniger Gedanken, halten sie aber gewöhnlich mit Zähigkeit fest. Regentin eines großen Landes zu werden — und den Regenten selbst in den Hintergrund zu schieben, werde ja bei dem Kurfürsten ein Leichtes sein! — das war nun einmal ihr Ziel geworden.

„Geduld!" sagte sie sich also jetzt doch, und beklagte als höfliche Französin nur, daß der Mangel an Gesundheit Seiner Hoheit dabei eine Rolle spielte.

Nun, die Reiſe war für beide Theile eine Geduldprobe. Schlechte Landſtraßen und faſt täglicher Wechſel der Landeshoheit erregten ihren Spott und Verdruß. Das deutſche Reich war eben hundertfach geſpalten, und wie oft war da Mauthgeld zu bezahlen, und wie oft hatte die eben giltig geweſene Münzſorte keine Geltung mehr! Und ſchön konnte ſie auch die Landſchaften nicht finden im Vergleich zu ihrem maleriſchen Dauphiné. Es waren ja auch nicht die ſchöneren Theile des deutſchen Reiches, durch welche ſie zogen; ihr Tadel weckte aber doch den Widerſpruch des Kurfürſten, und ſo gab's viel unerquicklichen Streit.

Wie hätte auch der Kurfürſt angethan ſein können zu behaglicher Stimmung! Er war ſo traurig. Nach dem Verluſte Vrony's hatte er eigentlich nur das Bedürfniß, allein zu bleiben. „Aber die Pflicht" — wiederholte er ſich immerfort — „die Pflicht des Regenten verlangt mehr." Er war ein Pedant in der Form und in Grundſätzen. Bildung und Grundſätze in erſter Linie zu pflegen war ſeine Lebensweisheit geworden. Wer aber Bildung und Grundſätze auch da voranſtellt, wo es gar nicht nöthig iſt, der verliert die natürlichen Freuden des Lebens, der iſt eben ein Pedant.

Einen großen Theil des Weges machten ſie zu Pferde, und als ſie endlich auf der ſüdlichen Höhe von Karlsbad ankamen und in das bewaldete Teplthal und auf das Städtchen hinabblickten, da geſtand die Marquiſe zu: die Lage ſei nicht übel.

Karlsbad war damals nur ein Städtlein, und die Zahl der Kurgäste, welche sich einfand, war gering. Aber es waren diese Kurgäste vorzugsweise vornehme Leute, welche mit großem Train von Wagen, Pferden und Bedienten einzogen und durchschnittlich ein ganzes Haus in Beschlag nahmen, da sie auch Alles für Küche und Keller mit sich brachten.

Ein solches Haus bezog der Kurfürst am Markte. Das Haus daneben bezog die Marquise, und es wurde eine Verbindungsthür in die Grenzmauer beider Häuser gebrochen, um den gegenseitigen Verkehr zu erleichtern.

Vor den Fenstern hatte man den mäßig hohen Schloßberg vor Augen, auf dessen Gipfel einen alten Schloßthurm mit geringem Anbau. Von diesem Schloßthurme hatten die Stadtmusikanten einen starken musikalischen Lärm gemacht, als die Wagen der beiden Herrschaften hereingefahren waren. Abends folgte vor der Häuserfront ein feierliches musikalisches Ständchen, ein zwiefaches, erst vor dem Hause des Kurfürsten, dann vor dem Hause der Marquise.

Das erfreute den Kurfürsten, die Marquise aber nicht. Sie war nicht musikalisch und wußte die Kunst der böhmischen Musikanten nicht zu würdigen. Der Kurfürst dagegen liebte die Musik, schickte den Musikanten ein reichliches Geschenk hinab und ließ sich noch ein Stückchen ausbitten. Wie glücklich hatte er einst dem Harfenspiel und dem Gesange Bro-y's zugehört!

Er ſchlief wenig die Nacht hindurch und ſtand mit der Sonne auf. Beim Sprudel fand er ſeine Leute, den General Wolkenburg und den Leibarzt Dr. Wachtelheim. „Wenig trinken, Hoheit!“ ſagte dieſer, „nur wenig trinken.“ Man trank damals überhaupt wenig und badete vorzugsweiſe. Wolkenburg, welcher Karlsbad kannte, führte ihn dann umher und zeigte ihm die Oertlichkeit. Der Sprudel, nur nach der Flußſeite offenliegend, ſteckte zwiſchen Häuſern und war nur leicht überdacht. Von ihm aus nach Süden hörten die Häuſer bald auf, und die jetzige alte und neue Wieſe waren unbebaut, waren beinahe noch Wieſen, welche nach ſtarken Regengüſſen die Tepl wehrlos überſchwemmte. Die jetzige Johannesbrücke, allerdings in dürftigem Zuſtande, führte von der Sprudelſeite, d. h. vom linken Flußufer hinüber zum Ende der Stadt, d. h. zu einer engen, kurzen Gaſſe, welche auf den Markt mündete. Auf dem Wieſenplane, der jetzigen alten Wieſe, ließ man ſich in Zelten und anderen flüchtigen Deckungen nieder, wenn man ſich im Freien aufhalten wollte.

Hier errichtete man auch ſoeben ein ſtattliches Zelt für den Kurfürſten. Von hier aus ging man am Fluſſe aufwärts, wenn man weiter hinaus wollte. Ein leidlicher Fußpfad führte am Bergwalde rechts zu einer freien Ausſicht auf ſchön geformte Berge. Dort ſtand ein alter Stall für Poſtpferde, und dort hatte man eine Halle von Baumſtämmen errichtet für die wenigen Herrſchaften, welche ganz im Freien frühſtücken wollten. Die Dienerſchaft brachte das Frühſtück

herausgetragen und der Wirth aus der Posthalle erhielt ein Trinkgeld für seinen Unterstand. Für die bescheidenen kleinen Kurgäste besorgte er auch seit einiger Zeit warme Getränke zum Frühstück. Das Gebäck brachten sie sich aus der Stadt mit. Diese Unterstandshalle wurde das Posthäuschen genannt. Das rechte Flußufer, mit seinen Höhen näher an's Wasser herantretend und zum Theile dicht bewaldet, zum Theil mit Felsen besät, war damals ziemlich ungangbar.

Ein wenig rückwärts vom Posthäuschen stiegen damals wie heute, entfernter vom linken Flußufer, die schöneren Waldhügel in die Höhe, welche man damals wie heute Berge nannte. Dorthin führte jetzt Wolkenburg den Kurfürsten, um ihn zu orientiren, denn der Kurfürst wollte und sollte lange Spaziergänge machen.

Erst nach zwei Stunden kehrten sie zum Zelte auf der alten Wiese zurück. Die Marquise war noch nicht aufgestanden als sie ankamen, und sie mußten auf ihr Frühstück warten, im Stillen höchst ungehalten über diese Verzögerung, denn der Frühstückshunger ist für die Sprudeltrinker der ungestümste.

Endlich kam sie in Begleitung eines alten sehr behenden Männchens mit der ausgeprägten Physiognomie eines Südfranzosen, mit scharfer Nase, scharfen Zügen, scharf vordringenden schwarzen Augen. Es war der alte Gutsdirector des verstorbenen Marquis d'Outretombe, welcher an sie übergegangen und soeben aus dem Dauphiné angekommen war,

um Befehle ſeiner Herrin einzuholen. Sie ſchien ſehr zufrieden mit ihm zu ſein, und auf das Zelt zuſchreitend hörte ſie ſeiner Rede aufmerkſam zu. „Kontrakt! Kontrakt!“ ſchien der Mittelpunkt ſeiner Rede zu ſein, und die Marquiſe ſagte: „Still!“ als der Kurfürſt ihr entgegenkam.

Sie ſtellte ihn flüchtig vor als Herrn Palmier und ſah ſich um in dem Karlsbader Thale, einen großen Fächer vor ihr Antlitz haltend. Die Sommerfriſche war ſchon ſehr warm zwiſchen den Waldhügeln.

„Dort, wo Sie den Dampf aufſteigen ſehen,“ ſprach der Kurfürſt nach der Begrüßung, „dort iſt der berühmte Sprudel. Wollen Sie ihn in näheren Augenſchein nehmen?“

Sie wandte den Kopf rückwärts dahin, wohin der Kurfürſt gezeigt. Man ſah da die Luft mit Dampf erfüllt und inmitten dieſes Dampfes die weiße, ſiedend heiße Waſſergarbe des Sprudels, welche in die Höhe bäumte. Auch nebenan im Flußbette ſah man armsdicke Ströme hervorbrechen.

„Merkwürdig!“ ſagte die Marquiſe, bezeigte aber kein Verlangen, dem Naturwunder näher zu gehen, was den Hungrigen ſehr angenehm war.

Sie hatte für Naturerſcheinungen überhaupt nur ein geringes Intereſſe; die Menſchen intereſſirten ſie mehr.

Den General Wolkenburg, welchen der Kurfürſt ihr vorſtellte, betrachtete ſie aufmerkſam, und er ſchien ihr nicht zu gefallen. Er trug auf einem mittelgroßen, ſtarken Körper

einen Kopf, welchen man altmodiſch nennen mochte mit ſeinen ſtarken Zügen, großer Naſe und kleinen Augen. Sie ſpeiſte ihn vornehm ab und ging in's Zelt, an welchem ſie ſogleich zu tadeln fand, daß die Leinwanddecke zu dünn ſei, die Sonne ſchimmere ja hindurch.

Der Kurfürſt befahl ſogleich, daß die Decke verdoppelt werden ſollte. Man ſetzte ſich zum Frühſtück. Als ſie zu ihrem Seſſel ſchritt, flüſterte ihr Palmier zu: „Der General iſt eine wichtige Perſon!“ Deshalb redete ſie ihn nun während des Frühſtücks zu wiederholten Malen an, und zeichnete ihn aus durch ſchmeichelhafte Höflichkeit. Das verſtand ſie vortrefflich. Der alte Herr wurde auch ein wenig berauſcht davon; er war bei aller Strenge nicht ohne Eitelkeit.

Sein Vorwurf gegen die Marquiſe als einem fremden Lande angehörend, unterſchied ſich übrigens von unſerer jetzigen Anſchauung. Der Begriff einer Nationalität war damals noch etwas verſchwommen, er iſt in Deutſchland eigentlich erſt in den Freiheitskriegen gegen den erſten Napoleon wach und klar geworden. Der abweiſende Ausdruck des Generals lautete: ſie iſt eine Fremde mit verdächtigen Sitten.

Jetzt hatte ſie aber einen beſtechenden Eindruck auf ihn gemacht, und als der Kurfürſt beim Fortgehen halblaut zu ihm ſagte: „Nun, alter Herr, was meinen Sie von ihr?“ Da erwiderte Wolkenburg:

„Imponirend, Hoheit! Sie verſteht zu repräſentiren, ja noch mehr. Darin haben Hoheit Recht.“

„Nun alſo! Machen Sie die Bekanntſchaft dieſes Palmier! Er iſt erſichtlich dazu herbeſchieden, den Heirathskontrakt zu entwerfen. Laſſen Sie ſich ſeinen Entwurf zeigen!“

„Hoheit?“

„Ich hab' keinen Grund mehr, zu zögern.“

Doktor Wachtelheim und Golz waren ſchwer betroffen, als ihnen Wolkenburg dies mittheilte.

„Ich konnt' mir's abklaviren,“ rief Golz heftig, „daß es ſo nahe wäre, abklaviren an der mageren Madelon. Denn die iſt jetzt ganz aus dem Häuschen vor Vergnügen, und erlaubt ſich ſogar, mir Zärtlichkeiten zuzumuthen, der kluge Balg!“

Nachmittags war großes Diner beim Kurfürſten. Auffallender Weiſe ließen Wolkenburg und Palmier, welche beide geladen waren, ein wenig auf ſich warten. Sie hatten den Heirathskontrakt miteinander diskutirt und Wolkenburg erſchien ſehr aufgeregt. Er aß faſt gar nichts und trank nur.

Gegen Ende der Mahlzeit klang der Tuſch vom Schloßbergthurm wieder herunter.

„Neue Gäſte!“ ſagte der Kurfürſt.

„Aber eine melancholiſche Weiſe,“ bemerkte Doktor Wachtelheim.

„Trotzdem gute Muſik! Auch die Frau Marquiſe wird ſich daran gewöhnen," entgegnete der Kurfürſt.

Die Marquiſe lachte und rief: „Wer weiß! Aber man gewöhnt ſich ja an Alles."

Dieſer Willkomm vom Thurme herab galt einer Kutſche und einem offenen Wagen. In der Kutſche ſaß Immanuel XIX. und ſeine Tochter, in dem offenen Wagen Suſanne, Nikodemus, eine weibliche und eine männliche Dienſtperſon. Immanuel XIX. mußte es ſparſam geben, denn baares Geld war nicht häufig in ſeiner Kaſſe.

Warren war nicht dabei, er wollte zu Pferde kommen. Seine Verheirathung mit Vrony war noch nicht vollzogen, weil Vrony im letzten Augenblicke mit einer Energie dagegen aufgetreten war, welche den Vater beſtürzte. Sie hatte geſagt: „Du biſt krank, mein armer Vater! Während der Krankheit darf man keine wichtigen Entſchlüſſe faſſen, denn ſolche Entſchlüſſe ſind auch krank. Warte Deine Geneſung ab! Vielleicht findeſt Du ſie in Karlsbad. Dann wollen wir ernſthaft die Frage beſprechen. Ich bin geſund, und ich ſage jetzt ganz beſtimmt Nein. Ich weiß, daß meine ſelige Mutter auch Nein ſagen würde."

Das hatte Immanuel XIX. irre gemacht und unſicher. Deshalb hatte er zu Warren geſagt: „Zwingen kann ich ſie nicht; Du mußt warten. Sag' mir nichts Aergerliches! Ich halt's nicht aus, und dann nimmt ſie Dich gewiß nicht, wenn ich nicht mehr da bin."

Brony war nicht nur hierin, sie war in allen Punkten die Herrin des Hauses geworden. Ihr Liebesunglück hatte das Herz zugeschlossen, ihr guter Verstand war ganz frei geblieben. Sie hoffte nichts mehr für ihr Gemüth, aber die anderen Dinge wollte sie für ihren Vater und für sich streng und kräftig ordnen. Denn — sagte sie zu sich — ich bin kein Mädchen mehr, ich bin nur noch ein neutrales Menschenkind.

Am Karlsbader Thore — die kleine Stadt hatte damals noch Thore — fragte ein älterer Bürgersmann, ob die Herrschaft schon Wohnung hätte.

„Nein; wir suchen eine einfache, welche nicht zu theuer ist."

Immanuel XIX. stöhnte über diese Rede seiner Tochter; das bringe ja herunter.

„Hinauf, Vater, warte nur!"

Am Kirchenplatze, welcher am rechten Flußufer vom Sprudel in die Höhe steigt, wies ihnen der Bürgersmann ein kleines Stockwerk mit drei Zimmern und Gelaß für die Dienerschaft. Brony fragte nach der Küche. Sie war auch da, und Brony miethete die Wohnung. Zugleich gab sie ein Trinkgeld und trug dem Bürgersmann auf, den Badearzt für ihren Vater zu schicken.

Nun wurde mit Hilfe der Susanne, des Nikodemus und der Dienerschaft die Wohnung eingerichtet, und als gegen Abend der Badearzt kam, war Alles in Ordnung.

Vrony gab dieſem Arzte Beſcheid über die Gebrechen ihres Vaters, da Immanuel XIX. mehr fluchte als ſchilderte, und dadurch den Arzt nur verwirrte. „Kurzum“, war der immerwährende Ruf des alten Fürſten, „viel, ſehr viel Sprudel!“

„Nach Umſtänden baden und trinken“, erwiderte der Arzt, „morgen früh nur drei Becher Sprudel, gegen Mittag ein Bad, fleißiger Aufenthalt in friſcher Sommerluft und abſolute Mäßigkeit im Eſſen und Trinken!“

„Weiter nichts?!“ rief Immanuel XIX. ironiſch in ſeiner Erbitterung über ſolch ein unwürdiges Leben.

„Weiter nichts“, ſagte der Arzt. „Sie ſind —“

„Durchlaucht bin ich, Mann!“

Der Arzt verbeugte ſich und fuhr fort: „Durchlaucht haben erſichtlich keine ſchwere Krankheit, haben aber ſchwer gegeſſen und getrunken und wahrſcheinlich Kummer erlebt —“

„Na, ob!“

„Das hat Stockung im Unterleibe hervorgebracht und Leber wie Galle alterirt. Das bringt der Sprudel in Ordnung, aber langſam.“

Der Prinzeſſin hatte der Arzt gefallen, und ſie führte ihren Vater am andern Morgen ſehr früh zum Sprudel. Suſanne war ausgeſchickt, einen Trinkbecher zu kaufen; ſie brachte gleich zwei der Sicherheit wegen. Vielleicht tränke die Prinzeſſin auch gegen den häuslichen Kummer, oder Nikodemus, welchem eine Auffriſchung noththäte. Denn ſein

öfteres Schluchzen bezeuge ja, daß er ganz wie Durchlaucht am Gemüth leide, „natürlich!“ ſetzte ſie hinzu. Vrony lächelte ein wenig und ließ auch den zweiten Becher füllen.

Sie ſtand, vor dieſem Naturwunder des mit Getöſe aufſpringenden heißen Waſſers voll Bewunderung, ja faltete die Hände. Sie gab nicht Acht, als der Vater voreilig trank. Er ſchrie ungeberdig auf, das ſiedend heiße Waſſer hatte ihm naturgemäß Mund und Gaumen verbrüht. Entrüſtet ſchüttete er den Inhalt des ganzen Bechers fort mit dem Kraftſpruche: „Das Zeug ſei nicht zu brauchen.“

Vrony hatte Noth, ihn zu einem neuen Becher und zu kleinen Schlucken des Waſſers zu bewegen. „Wie ſchmeckt's denn, Papa?“

„Erbärmlich, wie eine jämmerliche Hühnerbrüh.“

„Nein,“ ſagte ſie, indem auch ſie nippte, „nein, wie eine ſchwache Hühnerbrüh, ganz gut.“ Dabei gab ſie unbedacht den vollen Becher an Nikodemus zum Ausſchütten und redete dem Vater zu, ſich zu ſetzen und ganz langſam zu ſchlürfen.

Nikodemus ſchoß mit ſeinem Munde auf die Stelle des Bechers los, welche Vrony's Mund berührt hatte, ſchlüpfte bei Seite und trank mit Todesverachtung. Er verbrannte ſich arg, huſtete und puſtete ſo ſtill als möglich und gab nicht nach, bis er den ganzen Becher geleert hatte. Er ahnte die Folgen nicht. Zunächſt war er wie berauſcht und reichte ſeiner erſtaunten Mutter den Arm, ganz wie ein

Cavalier. Der Sprudel wirkte bedenklich in ihm, er hielt sich aber auch unter ausbrechendem Schweiße tapfer, bis Durchlaucht seine drei Becher unter stetem Schelten erledigt und sich aufgemacht hatte zum Promeniren.

Glücklicherweise richtete Immanuel XIX. seine Schritte von der Kirche aufwärts, dort war es unwegsam und waldig. Dort konnte Nikodemus, mit Anstand, sich in die Büsche schlagen, und es dauerte lange, bis er wieder zum Vorschein kam. Dabei hatte er ein bleiches, leidendes Aussehen. Es wurde nicht bemerkt, da Susanne nach Hause gegangen war um das Frühstück zu kochen und dann auf die Wiese jenseits der Tepl zu bringen.

Die Familie wußte nicht, daß es auf dieser rechten Seite des Flusses unwegsam war, indeß sie das linke Ufer hätte wählen sollen. So verspätete sie sich.

Susanne kam, wie verabredet, auf die alte Wiese und trug ihren großen Korb mit dem Frühstück, Warmbier und weißes Brod. Da sie ihre Herrschaft nicht sah, ging sie auf das schönste Zelt los, als das geeignetste für ihre Herrschaft, und setzte ihren Korb in das noch leere Zelt des Kurfürsten.

Endlich kamen auch Immanuel XIX. und Brony am linken Ufer daher. Sie hatten weit draußen einen schmalen Steg gefunden, welcher über den Fluß hinüberführte. Ungeduldig kam Immanuel XIX. daher, er war des Frühstücks höchst bedürftig und schrie fast seiner noch hübschen Köchin

entgegen: Grüß' Gott, Suſanne, 's iſt die höchſte Zeit! Das heiße Waſſer macht einen Wolfshunger."

Da trat aber der geſtrige Bürgersmann, welcher ihnen die Wohnung verſchafft hatte, beſcheiden heran und fragte: „ob ſie eingeladen wären?"

„Wieſo?"

„Ja, das Zelt gehört dem Herrn Kurfürſten, und in einer halben Stunde kommt er daher, frühſtücken."

„Was für ein Kurfürſt?"

„Der Kurfürſt Karl, welcher mit einer franzöſiſchen vornehmen Dame im „Löwen" am Markte wohnt." Sie wohne zwar eigentlich im anſtoßenden Hauſe, aber es ſei in dies Nebenhaus eine Thür durchgebrochen worden, damit man bequem zu einander könne.

Vrony ſchrie auf: „Fort, fort, Vater, um des Himmels willen!"

„Aber mein Frühſtück!"

„Draußen, dem Stege gegenüber, am Waldſaume, hab' ich ein Häuschen geſehen, da ſaßen Leute beim Frühſtück —"

Er fluchte gottlos, aber ſie zog ihn fort, weil er zugeben mußte, daß man mit dem treuloſen Kurfürſten nichts zu thun haben könnte. Suſanne und Nikodemus folgten erſtaunt und trugen den Korb gemeinſam. „denn er iſt ſchwer," ſagte Suſanne, „und Dir, Demel, thut eine erwärmende Arbeit noth, denn Du ſiehſt ja wieder einmal aus, wie der blanke Käſe."

Nach einer halben Stunde kam der Kurfürſt mit den Seinigen und ſie erfuhren nichts von dem Vorfalle. Erſt eine Stunde ſpäter erſchien die Marquiſe, allem Anſcheine nach gelangweilt von dieſem Badeleben. Sie war wenigſtens verdrießlich und ſagte im Vorübergehen zum General Wolkenburg, er möge doch heute ein Ende machen mit der Kontraktfaſſung. Sie ging auch bald wieder, weil ſie Briefe zu ſchreiben hätte. Auf einen Wink des Kurfürſten trug ihr Golz tief mürriſch ein Bouquet nach; er hätte es lieber in die Tepl geworfen.

Als ſie bis zum „Löwen", der Wohnung des Kurfürſten, gelangt war, da kam ein Reiter aus der engen Gaſſe daher, welche noch heute zum Markte führt, und hinter ihm ein Reitknecht. Es war Graf von der Warren.

Die Marquiſe ſah zu ihm hinauf, er ſah zu ihr herab, und plötzlich ſchrie ſie: „Frédéric!" und er ſchrie: „Louiſe!" ſprang vom Pferde, faßte ihre beiden Hände und wurde flugs in ihre Wohnung gezogen, eilig und außerordentlich lebhaft.

Golz ſah und hörte das. „Kurios!" ſagte er, „Frédéric, Louiſe! Frédéric war der Graf Warren, und der ſchreit ohne Umſtände Louiſe — ſo heißt ſie alſo — und faßte ſie ohne Umſtände bei den Händen! Der kennt ſie! Und ſo gut. Ganz vergnügt fuhren ſie ab ins Haus!"

Was die Hauptſache, was der Name Louiſe bedeutete, davon hatte er keine Ahnung; aber erzählen mußte er doch die Sache ſogleich.

Er kehrte alſo um. Da kam aber Madelon und faßte ihn bei der Hand. Sie hätte ihm was zu ſagen, er ſolle in ihr Zimmer kommen!

Zu ſagen? Ja, da lag die Schwierigkeit. Sie hatte ein paar deutſche, er ein paar franzöſiſche Worte gelernt, aber das gegenſeitige Verſtändniß war doch noch ſehr lückenhaft. — „Heißt die Frau Marquiſe Louiſe?“ fragte er. Sie wurde über und über roth und ſah dadurch viel hübſcher aus, als gewöhnlich. Sie that, als hätte ſie die Frage nicht verſtanden, wie das herkömmlich war, und gab keine Antwort, aber ſie war ſo zuthunlich, daß ihm ganz warm wurde. Am Ende verſtand er auch, was ſie halb deutſch, halb franzöſiſch hervorbrachte. Ihre Herrſchaften würden ſich nächſter Tage heirathen, ob ſie Beide, der Golz und die Madelon, das nicht auch thun wollten?

„Heirathen,“ ſchrie er, „Sie iſt wohl verrückt; ich bin ja ſchon zehn Jahre verheirathet?“

„Ah, ce monstre!“ ſchrie nun ſie und ſtieß ihn von ſich. Lachend ging er ab.

Er ging nach dem Zelte zurück, fand aber nur noch den Doktor. Der Kurfürſt und Wolkenburg waren auf den Hammerberg hinaufgeſtiegen. Er erzählte alſo nun dem Doktor, was er gehört und geſehen. Dieſer ſagte aber auch nur „Kurios!“ und ſetzte erſt nach einer Pauſe hinzu: „Holla, ich erinnere mich: der Warren iſt lange in Frankreich geweſen.

Wär' das eine alte Liebſchaft? Ich werd's dem Kurfürſten beizubringen ſuchen."

Der Name Louiſe, die Hauptſache, blieb unbeachtet.

* * *

„Fort! fort!" hatte Brony gerufen, und ſie hatte mehr damit gemeint, als Entfernung von dem Zelte. „Fort aus Karlsbad!" rief es mit hundert Stimmen in ihr. Aber war das möglich? Die Kur des Vaters war ſo nothwendig! — Es war nicht möglich. — Und allein laſſen konnte ſie ihn auch nicht. — Es blieb nichts übrig, als ſich mit allen Mitteln verborgen zu halten. — Aber wie lange konnte das gelingen in dem kleinen Orte? — Sie war rathlos.

Im Zimmer der Marquiſe dagegen, wohin ſie den Grafen Warren geführt, ging es höchſt vergnügt zu. Warren war wirklich der deutſche Edelmann, mit welchem ſie die Liebſchaft à la régence geführt hatte, und ſie war entzückt, ihn wiederzuſehen.

„Ah!" rief ſie, „bin ich dieſes Verhältniſſes ſatt mit dem blutloſen Kurfürſten! Denke Dir; über einen Handkuß hinaus hat es dieſer Bräutigam nicht gebracht! — Und Du haſt Dich gar nicht verändert, nein, doch! zum Vortheil, Du ſiehſt friſcher und rüſtiger aus."

„Natürlich, denn auch ich hab' eine Braut!"

„Was? — Wen denn?"

„Die kleine Prinzeſſin, welche Dein Kurfürſt heirathen

ſollte. Aber bei mir ſieht's noch karger aus, als bei Dir: ſie ſträubt ſich geradezu gegen mich."

„Das iſt wirklich pikant."

„Ja wohl. Aber ſicher iſt bei alledem nichts, als unſere noch lebendige Zuneigung. Ja? Iſt ſie wirklich noch vorhanden?"

„Vollſtändig, Frédéric, was mich betrifft. Bei uns zu Lande kommt man immer auf ſeine erſte Liebe zurück. — Und Du?"

„Ich finde Dich reizender, als je!"

„Warum aber ſagſt Du, daß nur unſer Verhältniß ſicher wäre?"

„Du wirſt den Kurfürſten nicht kriegen, und ich —"

„Warum ſoll ich ihn nicht kriegen?"

„Weil es zu Tage kommen wird, daß Du nicht die Thereſe, ſondern die Louiſe biſt."

„Wodurch ſoll es zu Tage kommen?"

„Schon vor der Trauung muß ja in den Ehepakten Dein Taufname genannt werden."

„O, das verhindert mein kluger Palmier!"

„Bei der Trauung kann es kein Menſch verhindern und da tritt Dein Kurfürſt vom Altare zurück."

„Das thut er ſchwerlich! Er fürchtet nichts ſo ſehr als einen Skandal."

„Der Pfarrer aber wird Deinen Taufſchein verlangen!"

„Und wenn ich keinen habe?"

„So kannſt Du doch kaum dem Sacramente gegenüber einen falſchen Namen angeben!"

„Das wird nicht nöthig ſein. Meine Mutter heißt Thereſe, und von ihr haben wir beide Schweſtern den Namen Thereſe erhalten, nur mit dem Unterſchiede, daß ich Louiſe Thereſe heiße, und meine Schweſter Thereſe Marie heißt, und ich Louiſe gerufen worden bin, ſie aber Thereſe. Ich lüge alſo gar nicht, wenn ich dem Pfarrer verſichere, daß in meinem Taufſchein Thereſe ſteht."

„Und wenn die Schweſter auftaucht?"

„Ach, die ſteckt im Kloſter und bleibt zeitlebens darin ſtecken!"

„Und wenn's trotz alledem früh oder ſpät verrathen wird, was für ein Geſicht machſt Du dem Kurfürſten gegenüber?"

„Ich lache. Durch ihn ſelbſt verführt, ſei ich in den Roman hineingerathen und habe ihn fortgehen laſſen, weil mir der Kurfürſt gefallen. Er wüßte ja am beſten, ſag' ich, aus unſerem tugendhaften Umgange, daß ich verläumdet worden ſei, oder im ſchlimmſten Falle, daß ich zur Tugend bekehrt worden ſei, vorzugsweiſe durch ſeinen Umgang!"

Dabei lachte ſie und umarmte ihren Grafen mit aller Zärtlichkeit.

Er lachte auch, ſagte aber doch: „Nein, Louiſe, ich glaube nicht an ein ſolches Gelingen. Beſchäftigen wir uns

also mit der Frage: Was geschieht mit uns Beiden, wenn die Bombe platzt? Nach unseren Nachrichten heißest Du ja Marquise d'Outretombe, was hat das für eine Bewandtniß?"

Sie erzählte es ihm, wie sie's dem Kurfürsten erzählt hatte.

„Ei, Du besitzest also jetzt ein Marquisat und wenn ich meine Grafschaft verkaufe, da können wir standesgemäß mit einander leben, nachdem wir uns ehrbar verheirathet haben."

„O nein, mein Herr! Ich will Kurfürstin werden! Solche Macht ist was werth. Und Du bewirbst Dich ja um die kleine Prinzessin. Soviel wirst Du doch vermögen, ein unerfahrenes Landprinzeßchen zu erobern! Die Länder grenzen aneinander, die Entfernung der Residenzen ist, wie ich höre, gering, da besucht man sich oft, man sieht sich —"

Da klopfte es. Madelon war's. Der Reitknecht spektakele unten, er wisse nicht, wohin er mit den Pferden solle, er warte schon eine Stunde.

„In irgend einem Stalle soll er sie unterbringen und nach seinem Herrn soll er hier im Hause fragen," rief die Marquise und setzte hinzu: „Unten in unserem Hause stehen ja Zimmer leer, nicht wahr?"

„Ja, zwei."

„Sie wird Graf Warren beziehen, miethe sie auf der Stelle!"

VIII.

Irony war mit den Ihrigen unbehelligt am rechten Ufer nach Hause gekommen, und da sie nichts weiter thun konnte, so that sie doch nun alles Mögliche, um sich und den Vater unzugänglich zu machen. Susanne, Nikodemus und die beiden Dienstleute wurden also beauftragt, jeden Besuch abzuweisen mit der Antwort: „Die Herrschaft ist abgereist, und wir wissen noch nicht, ob und wann sie zurückkehrt."

Auch dem Grafen Warren — der kam ja gewiß — sollte dies gesagt werden.

„Ach, wie weit kann das helfen!" sagte sie sich selbst hoffnungslos — „was dann, wenn es scheitert? Ruhe, Entschlossenheit, Stolz." — so schloß sie.

Das Schicksal gab sich wirklich alle Mühe, den jungen Charakter dieses Mädchens in kurzer Frist fest zu gestalten.

Ein Trost blieb ihr — der Vater. Diesmal erwies er sich gar nicht schwach, denn seine Standesehre kam ins Spiel. Diesmal äußerte er sich als reichsfreier Fürst, und

stärkte Vrony mit den Worten: „Kommt er mir in den Wurf, dieser wetterwendische Kurfürst, da werd' ich ihm zeigen, daß das Haus der Immanuele ebenso alt ist wie das seinige, wenn nicht älter."

Zunächst mußte die Entdeckung von Warren ausgehen. Er wußte, daß sie dahergereist waren, er mußte sie aufsuchen, wenn er nicht die Verbindung ganz aufgeben wollte. Und das wollte er nicht, da Louise darauf beharrte, Kurfürstin zu werden.

Er kam auch gleich in Rede: Golz hatte ihn gesehen. Als der Kurfürst von seiner Hammerbergtour zurückkam, war er schweißtriefend — Wachtelheim hatte starke Bewegung vorgeschrieben. Es führte nur ein steiler Fußpfad da hinauf, und an Wege durch die Wälder hatte damals noch Niemand gedacht. Die Menschen gingen überhaupt in jener Zeit noch nicht soviel spazieren wie jetzt. Genuß an Naturschönheit und Spazierengehen ist modern in Deutschland. Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts erregte ein Lord Findlater großes Aufsehen in Dresden und Karlsbad, als er Anlagen machte, um Naturreize zu genießen. Selbst der Sprudel trieb die Patienten nicht hinaus; er wurde von Vielen noch im Bett getrunken und im Bette verdaut. Der aufgeklärte Doktor Wachtelheim machte eine Ausnahme mit dem schweißtriefenden Kurfürsten, welcher jetzt seinen Golz zum Umkleiden herzurief.

Da erzählte denn dieser Leibjäger, was unterdessen vor-

gegangen, und da sagte er: „Der Graf Warren ist angekommen."

„Was? — Mit seiner Frau?"

„Nein, allein, zu Pferde mit seinem Reitknecht. Hat denn der eine Frau?"

„Freilich."

„Na, um so schlimmer! Denn als er die Marquise sah und diese ihn, da schrieen und thaten die ja Beide, als ob sie Mann und Frau wären, und hinein ging's ins Zimmer auf Stunden lang, der Reitknecht wußte sich gar keinen Rath mit den Pferden. Der Graf ist auch eingemiethet hier daneben im Hause der Marquise."

„Die kennen sich?"

„Na und wie!"

Aber vom Zuruf „Louise" sagte der oberflächliche Berichterstatter kein Wort.

Warren seinerseits, welchem der Reitknecht den Mantelsack gebracht, kleidete sich um in seiner Wohnung zu ebener Erde und überlegte: „Was nun?" Den Fürsten Immanuel und Brony sogleich aufzusuchen, dazu paßte doch die Stimmung nicht ganz nach den Umarmungen Louisens. Und wo wohnte Immanuel? Das mußte ausgeforscht werden. Zunächst, wo speisen? Er hatte Hunger. Die Gasthöfe aber galten für mißlich — ach, beim Kurfürsten, der war ja da. Den begrüßt man und läßt sich zur Tafel laden.

So nahm er sich vor. Erst wollte er sich rasch das Städtchen betrachten und strich durch die Gassen. Da, vor einem Lebkuchenladen sah er Nikodemus stehen. Der naschhafte Schlingel hatte sich einen Lebkuchen gekauft und verzehrte ihn, indem er am Sprudel vorüber nach dem Kirchenplatze hinauf schlenderte. Der Thörichte! Diese Speise paßte gar nicht zu seinem Magen, welcher durch das Sprudeltrinken tief erschüttert war. Er hatte auch im Vorbeigehen mißtrauisch auf die sich aufbäumende Sprudelsäule geblickt, aber den ihm nachgehenden Grafen hatte der Dummkopf nicht gesehen. Dieser folgte ihm in einiger Entfernung, um die Wohnung des Reichsfürsten zu erfahren, da der Junge doch wohl in der Heimkehr begriffen wäre. Und allerdings ging er oben gegenüber der Kirche in ein Haus und kam nicht mehr zurück. „Da wohnen sie also!" sagte Warren und ging nun des Diners wegen stracks in die Wohnung des Kurfürsten.

Golz im Vorzimmer übernahm die Meldung. Dem Kurfürsten war dieser Besuch höchlich zuwider, aber er konnte ihn füglich nicht abweisen. So standen sie denn einander gegenüber und der Kurfürst fragte: „Was für eine Krankheit führt denn Sie unmittelbar nach so wichtigem Ereignisse hierher in den Badeort?"

„Welches Ereigniß meinen denn Hoheit? Und krank bin ich gar nicht."

„Und sind Sie allein gekommen?"

„Allein!“

„Und nicht krank? Was führt Sie also her? Warum haben Sie so rasch Ihre junge Frau verlassen?“

„Meine junge Frau? Ich hab' noch keine Frau.“

„Sie haben — Sie sind nicht mit Prinzessin Veronika verheirathet?“

„Nein.“ — Mehr wollte er nicht sagen.

Der Kurfürst war wie von einem elektrischen Strahle durchzuckt und brachte kein Wort heraus.

„Zur Gesellschaft des kranken Fürsten Immanuel komme ich her. Er ist sehr melancholisch und braucht —“

„Des Fürsten Immanuel?!“

„Ja.“

„Der ist hier?“

„Ist hier mit Prinzessin Veronika.“

Da war es heraus. Der Kurfürst meinte zu taumeln. — Er wollte allein sein, beeilte sich also mit der herkömmlichen Einladung zur Tafel und machte eine Abschiedsbewegung.

Warren ging mit dem Gedanken: Dieser Faut ist immer noch verliebt in die Brony, und Louise wird scheitern. Er kehrte nun zum Kirchenplatze zurück, um seinen Besuch abzustatten.

Vor dem Kurfürsten wankte wirklich die ganze Welt. Was da Alles vorgegangen, seit er vom Jagdhause fortgefahren, war das nicht Alles ein schwerer Traum? Frei-

lich! Thörichte Pflichten hatte er ſich auferlegt gehabt, rein thörichte! Solch einen Pflichtennarren habe der Traum gepeinigt — endlich; endlich ſei er erwacht, Gott ſei Dank!

„Golz! Golz!“ rief er mit ſchallender Stimme.

Golz ſtürzte herein. Er meinte, es ſei was Schreckliches im Werke.

„Golz, Prinzeß Vrony iſt in Karlsbad!“

„Ho! Das wäre ein Glück.“

„Das wäre? Thor! Das iſt ein Glück! Geh' zu ihr! Aber wo wohnt ſie?“

„Ihr Bräutigam, der Warren, wird's wohl wiſſen.“

„Bräutigam? Meinſt Du? Aber geheirathet hat er ſie noch nicht, er ſelbſt hat's geſagt.“

„Die Frau Marquiſe würde es auch nicht gern ſehen.“

„Ja ſo, die, die Marquiſe. Das wird jetzt — aber warum ſoll die's nicht gern ſehen.“

„Ich hab' ja Hoheit ſchon geſagt, daß ſie und der Graf einander ſehr gut kennen. Wie die ſich beide ihre Namen zuriefen, das war ſchon eine lange Bekanntſchaft.“

„Ihre Namen?“

„Ja. Frédéric hier und Louiſe da!“

„Louiſe? — Biſt Du verrückt? — Wer rief Louiſe?“

„Der Graf.“

Der Kurfürſt pauſirte. Dann ging er ganz nahe zu Golz und ſagte: „Thereſe wird er gerufen haben.“

„Nein, Louiſe hat er gerufen. Er ſchrie ſo, daß man's genau verſtehen mußte, wenn man nicht taub war. Thereſe klingt ja ganz anders."

Neue Pauſe.

„Ruf' mir den General Wolkenburg!"

Golz ging. Der Kurfürſt rührte ſich nicht. Nach einiger Zeit nahm er ſeinen Kopf in beide Hände, als wollte er alle Gedanken eng zuſammenhalten.

Wolkenburg trat ein. Der Kurfürſt ſprach nicht. Wolkenburg fing alſo an:

„Ich wollte ſelbſt um Audienz bitten, Hoheit, wegen des Palmier. Das iſt ein unverſchämter Geſell, beruft ſich aber dabei auf kategoriſchen Auftrag der Frau Marquiſe. Hoheit! Ich geſtehe meine Schwäche ein: dieſe Dame hat mich einen Augenblick durch Schmeichelei bethört, aber ihre Forderungen für das Heirathsinſtrument haben mich ernüchtert. Hoheit können ſie nicht bewilligen!"

„Das iſt erwünſcht, alter Freund! Ich ſteh' in einer Wolke, die donnert und blitzt. Ich hoffe, ſie reinigt die Luft, und wir ſehen klar, wenn ſie vorübergezogen iſt. Still ſein und prüfen, heißt unſere Aufgabe. In der Kontraktsfrage thun Sie nichts mehr, und wenn der Palmier drängt, ſo ſagen Sie, Sie hätten ſeine Forderungen unverſchämt gefunden, und ich wäre derſelben Meinung."

„Dem Himmel ſei Dank, Hoheit!"

„Wir ſprechen weiter darüber; die Prüfung koſtet

Zeit. Jetzt bitt' ich, mir den Golz wieder herein zu ſenden."

Golz kam, der Kurfürſt trug ihm auf, ſogleich die Wohnung des Fürſten Immanuel XIX. beim Grafen zu erfragen und um Auskunft zu bitten, wann der Kurfürſt dem Fürſten ſeinen Beſuch machen könne.

Golz eilte fort. Aber wo gleich den Grafen finden? „Ach was", ſagte er ſich, „in dem kleinen Orte wird's ja keine Hexerei ſein, die Wohnung eines Fürſten zu entdecken!"

Er ſtrich durch die wenigen Gaſſen und ſah ſich die Häuſer an. So kam er auch auf den Kirchenplatz hinüber hinter den Sprudel auf der rechten Teplſeite. Und richtig! Da ſaß Suſanne mit ihrem Nikodemus und der Dienerſchaft auf einer Bank vor der Thür. Das Stadtleben in den Häuſern nicht gewohnt, hatte ſich Suſanne von dem ſonnigen Sommertage herauslocken laſſen in den Schatten des Hauſes, um friſche Luft zu athmen nach der Speiſung; denn ihr Herr Fürſt ſpeiſte frühzeitig — der Sprudel hatte ihm den Hunger wiedergebracht — er hatte ausgiebig geſpeiſt, und ihre Pflichten als Oberköchin waren erfüllt.

Golz ſah ſie, ſie ſah ihn an. Er klatſchte vergnügt in die Hände, ſie ließ ihren bekannten Schrei los, und ſagte zu Nikodemus: „Jetzt halt's Maul!"

Golz hatte ſich die Aufgabe leichter gedacht, als ſie war. Suſanne empfing ihn mürriſch und erklärte, ihre Herrſchaft ſei verreiſt.

Umſonſt ſetzte er ihr auseinander, daß er, Golz, ja immerfort für die Prinzeſſin geweſen ſei und auch gearbeitet habe, und daß jetzt Alles in Ordnung käme — Suſanne blieb ſteif und wies ihn ab.

Diener halten oft den Zorn ihrer Herrſchaft gegen Auswärtige zäher feſt, als die Herrſchaft ſelbſt es thut.

Kurz, Golz mußte unverrichteter Sache abziehen, er meldete aber dem Kurfürſten: „Wahr iſt's gewiß nicht, daß ſie abgereiſt wären."

Bei der Tafel des Kurfürſten ging es bald darauf wunderlich her. Der Kurfürſt fragte den Grafen Warren, ob es wahr ſei, daß Fürſt Immanuel abgereiſt wäre?

„Gewiß nicht," antwortete der Graf, „aber man hat vor einer Viertelſtunde auch mich unter dieſem Vorwande abgewieſen."

„Ich höre mit Vergnügen," ſagte der Kurfürſt zur Marquiſe, „daß Graf Warren ein alter Bekannter von Ihnen iſt."

„Ja wohl!" rief ſie fröhlich und reichte dem neben ihr ſitzenden Grafen die Hand.

Sie war innerlich ſo vergnügt, daß ſie gar kein Hehl machte aus ihrer Vorliebe für den Grafen. Oder ſie war ſo klug, ſolche Unbefangenheit für das beſte Mittel zu halten, daß Niemand was Arges zu denken brauche.

Der Kurfürſt behandelte ſie kalt, vornehm, wortkarg

und fragte sie beim Schluß der Tafel, ob sie noch immer keine Nachricht von ihrer Schwester Louise habe.

„O doch! Es geht ihr gut.“

Darauf reichte sie fröhlich dem Grafen ihren Arm und ließ sich durch die neue Verbindungsthür in ihre Wohnung führen, ihm zuflüsternd: „Sie wittern Unrath, aber heraus kommt er nicht mehr, auch wenn er ihn aufdeckt.“

Nach der Tafel setzte sich der Kurfürst an seinen Schreibtisch und schrieb einen langen Brief an den Marquis d'Aubigny in Lothringen. Dann ließ er seinen Sekretär Tissot rufen, diktirte ihm die Adresse, nachdem der Brief in ein starkes Kouvert gelegt und gesiegelt war, und befahl, daß das Schreiben unverzüglich durch einen reitenden Kourier befördert werde. Der Kourier sollte auf Antwort warten und sie schleunigst bringen.

Wie sah es denn in ihm aus? Zornig nach der einen Seite. Ein entsetzlicher Verdacht war in ihm rege geworden. Er zürnte der Verdächtigen und zürnte sich selbst. „Denn,“ sagte er für sich, „nur Dein übertriebener Eifer für Staatsraison und äußerlichen Anstand hat so was möglich gemacht!“ Wehmüthig aber blickte er auf die andere Seite, denn da trat Vrony's Bild an sein Herz. Er überfluthete jetzt von Neue, von Sehnsucht, von süßem Gefühl. Du mußt dich schämen, vor ihr zu erscheinen,“ rief er, „ja, aber du hast die Strafe verdient. Trage sie und suche gut zu machen! Golz! Golz!“

Golz kam. „Frage, forſche, wohin ſie zu gehen pflegen, der Fürſt und die Prinzeſſin, kurz, wann und wo man ihnen begegnen kann. Geh!“

Golz ging. Er ſetzte ſeine Hoffnung auf den klugen Nikodemus. Dieſen ſcharfſinnigen Jüngling mußte er erwiſchen. Er ſtieg alſo wieder zum Kirchenplatze hinauf; es wurde eben dunkel. Suſanne ſaß nicht mehr vor der Thür, aber Nikodemus ſaß noch da. Ein paar Karlsbader Gaſſenjungen feſſelten ſeine Aufmerkſamkeit. Sie ſpielten mit einem Kreiſel und ſchalten auf das ſchlechte Pflaſter, welches den Kreiſel zu unordentlichen Sprüngen verleitete.

Im Nu ſaß Golz neben Nikodemus und hielt ihn feſt, als er aufſpringen wollte. „Du brauchſt nicht fortzulaufen,“ ſagte Golz, „wir wiſſen ja Alles, wir wiſſen daß die Herrſchaft nicht verreiſt iſt und daß ſie jeden Morgen dort drüben hinter der alten Wieſe ſpazieren geht.“

„Dort drüben geht ſie nicht,“ ſchrie rechthaberiſch Nicodemus, „ſie geht auf dieſer Seite!“

„Falſch! Hier auf dieſer Seite iſt gar kein Weg und kein Steg.“

„O ja, oben hinter dem Marienbilde geht ein ſchmaler Fußweg durch die Bäume hinunter zum Poſthäuschen.“

„Wieder falſch! Auf dieſer Seite giebt's kein Poſthäuschen.“

„Nein, es führt aber ein Steg hinüber.“

„Nikodemus, Du biſt ein hoffnungsvoller Jüngling!“

Und ſitzen ließ er den Jüngling, ging aber flugs über die Johannisbrücke hinüber und in langen Schritten auf der alten Wieſe hinaus an der Tepl hin, bis er das Poſthäuschen fand. Hier fragte er, ob nicht ein ſtattlicher Herr mit ſchöner junger Dame zum Frühſtück dageweſen. — „Ja.“ — Und dieſe Nachricht brachte er ſeinem Herrn noch vor dem Schlafengehen.

Am anderen Morgen nahm der Kurfürſt alle ſeine Kraft zuſammen — denn er fürchtete ſich ein wenig — und ließ ſich durch Golz da hinaus führen. Immanuel XIX. aber und Vrony kamen nicht.

Suſanne hatte Vrony erzählt, daß Golz dageweſen und daß ſie ihn wie den Grafen Warren abgewieſen. Vrony wollte nun doppelt vorſichtig ſein und führte an dieſem Morgen den Vater rückwärts nach Norden hinaus nach dem Egerthale, wo die Tepl in die vorüberfließende Eger fällt und man einen prächtigen Anblick des Erzgebirges hat. Aber es war ganz unwirthlich da draußen, wo weder Haus noch Hof beſtand. Das Frühſtück mußte alſo daheim eingenommen werden, und das mißfiel dem alten Herrn höchlich; er wollte durchaus im Freien frühſtücken. Am anderen Morgen nahm er alſo gar keine Notiz von Vrony's Einreden und ging den alten Weg zum Poſthäuschen.

Dort ſaßen ſie denn, Vrony über und über beängſtigt, Papa aber in guter Laune. Der Sprudel bekam ihm vortrefflich und er verzehrte unter dem Waldſchatten vor dem

Häuschen einen großen Haufen weißen Brotes, nur ein Stück Fleisch vermissend. „Morgen," rief er munter, „verlang' ich vom Doktor, daß er mich Schinken essen läßt zum Frühstück."

Der Kurfürst war schon unterwegs nach dem Posthäuschen und wurde ungeduldig, als ihn Wolkenburg mit langen Schritten einholte, um ihm mitzutheilen, daß der Palmier ihn jetzt am frühen Morgen aufgesucht und nach dem Heirathsinstrumente gefragt habe. „‚Es ist unbrauchbar,' habe ich ihm geantwortet. — ‚Oho!' rief der Patron und lachte impertinent, indem er äußerte: ‚Das wird sich finden. Man spielt nicht mit Damen von hohem Stande eine öffentliche Komödie.'"

„Das hat er gesagt?"

„Das hat er gesagt, und zwar in frechem Tone. Die Marquise muß etwas in petto haben. Liegt irgend ein positives Versprechen vor von Hoheit?"

„Nicht, daß ich wüßte."

„Wahrscheinlich würde sie den Warren benützen, unsern Landsmann, um mit Ausbruch eines Scandals in hohen deutschen Kreisen zu drohen."

„Sie glauben? Wir sprechen später darüber. Jetzt Adieu!"

Seine Sinne drängten nach den schattigen Bäumen hinaus neben dem Poststalle, er lief wie ein Botenläufer. Golz, sonst ein guter Fußgänger, konnte ihm kaum folgen.

Plötzlich blieb er stehen. Er sah das Häuschen und die Tische vor demselben unter den Bäumen. — „Das ist der Fürst Immanuel," rief er, „nicht wahr, Golz?"

„Freilich ist er's."

„Aber ich sehe die Prinzessin nicht."

„Ja doch! Sie sitzt hinterm Baume."

„Nein, das ist eine Dame —"

„Verlassen sich Hoheit darauf, sie ist's! Aber sie ist jetzt wie eine Dame gekleidet, nicht mehr, wie auf dem Jagdhause, in der Landestracht."

„Sie ist's! Ueber und über schwarz. Jetzt seh' ich ihr Antlitz. Sie legt ihre Hand auf den Arm des Fürsten."

„Er wird nicht so viel Backwerk essen sollen."

Pochenden Herzens ging er zu dem Paare. Vrony sah ihn und that einen leisen Schrei.

Da stand der Kurfürst vor ihnen und grüßte mit der Hand und sprach: „Willkommen!"

„Haltung, Vater!" flüsterte Vrony.

„Sollst Dich wundern!" murmelte er, blieb sitzen und erwiderte rauh: „Was heißt das: willkommen?"

„Ich heiße Sie und die Prinzessin willkommen hier im Teplthale, wo wir Beide Stärkung suchen."

„So?"

„Ist es erlaubt, mich zu Ihnen zu setzen und zu fragen —" da stockte er aber, denn er war gar nicht

berufen, zu fragen, wie es ihnen ergangen ſei. Er ſetzte ſich trotzdem.

„Was fragen?“ ſchnauzte Immanuel XIX.

„Zunächſt, ob der Sprudel wohlthut?“

„Das thut er.“

„Und die Prinzeſſin —“

„Die trinkt keinen! Ich bin fertig, Vrony, wir können gehen.“

Er ſtand auf und reichte ſeiner Tochter den Arm über die Achſel zurückbrummend: „Gott befohlen!“ Und ſo ging er.

Der Kurfürſt ſuchte aufſpringend Vrony's Auge. Er fand es nicht; ſie ſah zur Erde oder in die Ferne.

Er blickte ihr tief betroffen nach und blieb unſchlüſſig ſtehen.

„Die Prinzeſſin ſieht größer geworden aus in dem vornehmen Kleide —“ ſagte Golz in gedämpftem Tone.

Der Kurfürſt ſchwieg und ging langſam bis zu dem Stege, welcher hinüberführte aufs andere Ufer und über welchen das Paar ſchritt, der alte Fürſt voraus, denn der Steg war ſchmal.

Der Kurfürſt ſah ihnen unverwandt nach, bis ſie drüben hinter Bäumen und hohem Buſchwerk verſchwanden.

Er ſchritt dann am linken Ufer nach der alten Wieſe hinab und ſah ſtarr in den plätſchernden Teplfluß, welcher nach Karlsbad eilte.

Beim Zelte angekommen, wo ihn Doktor Wachtelheim und die Dienerschaft zum Frühstück erwarteten, machte er eine ablehnende Handbewegung und sagte: „Ich frühstücke heute nicht."

„Das thut nicht gut", entgegnete der Doktor.

„Das mag wohl sein", sprach der Kurfürst und ging in seine Wohnung. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb einen langen Brief an Brony, sein Unrecht eingestehend und um Verzeihung bittend, aber standhaft seine innige Liebe betheuernd.

Golz trug den Brief hinauf zum Kirchenplatz, brachte ihn aber wieder zurück. Immanuel XIX. in eigener Person habe den Brief unerösfnet zurückgebracht und mürrisch gesagt: „Wir sind hier zur Kur und erledigen keine Geschäfte."

Der Kurfürst legte den Brief traurig auf den Schreibtisch, griff nach dem Stocke und sprach: „Ich gehe spazieren: es soll Niemand auf mich warten — auch mit dem Diner soll nicht auf mich gewartet werden."

Er ging auf den Schloßberg hinauf in den Wald, welcher dort bis dicht an die Stadt heranreichte.

Golz sah ihm betrübt nach und sagte einige Minuten später: „Da muß man was thun! Die ganze Wirthschaft ist doch nichts weiter, als eine Liebeströdelei, und das ist doch eigentlich nur dummes Zeug. Der alte Fürst muß drein fahren! Der ist ja doch auf der Jagd ein ganz fin-

diger Herr, er wird auch hier die Fährte finden, damit die jungen Leute zum Schuß kommen."

Entschlossen ging er zum Kirchenplatze hinauf; aber es gelang nicht. Susanne stellte sich breit vor die Thür, den Eintritt „partout" verwehrend, und Nikodemus geberdete sich leidenschaftlich.

Da blieb nichts Anderes übrig: er mußte Susanne für Immanuel XIX. hinnehmen und ihr auseinandersetzen — sie wird's schon weiter sagen! — was auf dem Spiel stünde und was zu thun wäre. Das sollte sie dem Fürsten und der Prinzessin begreiflich machen. Dies hörte Susanne mit Verständniß an, nachdem sie den widerbellenden Nikodemus auf den Mund geschlagen, und als Golz mit den Zwangsmaßregeln schloß, wenn ihre Herrschaften nicht zusammenkämen, da wurde sie nachdenklich. Golz sagte nämlich: „Wir Kurfürstlichen sind ja hundertmal stärker, als Ihr. Wir schießen nicht nur alles Grenzwild unbarmherzig nieder, so daß Immanuel XIX. nicht einen Hirsch mehr übrig behält, nein, wir sperren auch die Grenze völlig zu. Euer Holz darf nicht mehr heraus, und dann nimmt Immanuel XIX. keinen Groschen Geld mehr ein; wir lassen auch nichts mehr hinein zu Euch, kein Gewürz, keinen Kaffee, keinen Wein, kein feines Gemüse, und dann wollen wir sehen, was die berühmte Köchin Susanne Gansweiler kochen wird. Abgesetzt wird sie alsdann!"

Mit diesem Pathos ging er ab und Susanne ging

hinein zur Prinzessin, ihr das Alles erzählend und zum Frieden rathend. — Es machte keinen Eindruck und Susanne sagte beim Herauskommen zu Nikodemus: „Verstockt ist sie geworden, unsere Prinzessin, ich kenne mich nicht mehr aus in ihr."

„Recht hat sie!" sagte Nikodemus.

„Schweig still, Affe," schrie sie entrüstet, „Du weißt nicht, woher Du stammst."

Erst nach Sonnenuntergang kam der Kurfürst zurück und verspeiste stumm ein Abendessen, welches man ihm vorsetzte.

Er war sanft und schien ruhig. Er hatte seinen Entschluß gefaßt. „Du bist der Schuldige" — lautete das Resultat — „Du mußt geduldig die Schuld tragen und wenn Du ihre Verzeihung nicht erringst nach Ablauf eines Jahres, so wirst Du Deinem Bruder die Herrschaft abtreten und Dich in die bescheidenste Einsamkeit zurückziehen."

Kurz, er war ein verzweifelnder Ritter geworden, der sich allen Demüthigungen unterwirft. Aber werben wollte er dies Jahr lang unverdrossen, wie zur Minnezeit. Beruhigt legte er sich schlafen, und am andern Morgen wollte er wieder hinaus zu dem schattigen Posthäuschen, jeder schlimmen Behandlung gewärtig.

Der Doktor Wachtelheim hielt ihn auf am nächsten Morgen; er untersagte ihm das Trinken des Brunnens. Bei seiner aufgeregten Stimmung könnte es ihm schaden.

„Das hab' ich ſchon von ſelbſt unterlaſſen. Ade, Doktor!"

Er kam zu zeitig draußen an, es waren noch keine Frühſtücksgäſte da. Wird ſie denn überhaupt kommen?

Dieſe Frage hatte guten Fug. Vrony wäre am liebſten nicht mehr gekommen. Aber der Vater ſaß auf hohem Roſſe: die Behandlung, welche er geſtern dem Kurfürſten angethan, hat ſeinem Stolze geſchmeichelt, er war durchaus geneigt, den Stolzen weiter zu ſpielen. Alſo wieder zum Poſthäuschen! Das Frühſtück da draußen war ihm ein angenehmes Bedürfniß geworden.

Außerdem hatten Suſannens Mittheilungen doch einige Wirkung geübt auf Vrony. Die freundſchaftlichen politiſchen Beziehungen zwiſchen dem Kurfürſtenthum und dem Fürſtenthum brauchten ja doch nicht zerſtört zu werden, wenn ſie auch perſönlich die intimen Beziehungen zu Vetter Karl zurückwieſe. An ihrem wahren Verhältniß zu dieſem Vetter würde durch kühle Höflichkeit ja doch nichts geändert.

War ſie alſo wirklich entſchloſſen, ihn völlig abzuweiſen? Sie war es, obwohl ſie ihn noch liebte.

Die einſame ſchmerzliche Entwicklung, welche ihr in überraſchender Folge aufgenöthigt worden war, hatte ſie in einen Idealismus hineingejagt, aus welchem ſie keinen Ausweg ſah, als die Entſagung. Untreue bringt Tod! Das war ihr Glaubensbekenntniß.

Gleichgiltiger, geſelliger Verkehr, wenn er nicht zu ver-

meiden iſt, braucht nicht ausgeſchloſſen zu werden — das war ihr Gedanke, als ſie dem Vater nicht mehr widerſprach und zum Frühſtück mit ihm hinausging.

Der Kurfürſt ſah ſie kommen. O, wie klopfte ſein Herz! Sie erſchien ihm in dem weiten ſchwarzen Gewande, mit dem Strohhute gegen die Sonne, nahezu ehrwürdig.

Er rüttelte ſich zuſammen und ging ihr entgegen. Beide reſpectvoll grüßend.

Immanuel XIX. nahm die Begrüßung vornehm hin, ohne zu ſprechen. So mußte denn heute die Tochter reden auf ſeine Anfrage, wie es den Herrſchaften erginge.

„Es geht uns gut," ſagte Vreny.

„Alſo der Sprudel wirkt günſtig auf das Befinden Ihres Herrn Vaters?"

„Es ſcheint ſo! Die Schwermuth, welche ihn geplagt, weicht allmählich."

„Hunger hab' ich!" rief er und fiel über das Frühſtück her, welches Suſanne und Nikodemus auspackten.

Man ſetzte ſich. Der Kurfürſt fuhr aber ſogleich wieder von ſeinem Seſſel auf. Erſchreckt ſah er die Marquiſe d'Entretombe mit Warien daherkommen, unter lautem Geſpräch und Gelächter.

Sie war gegen Gewohnheit früh aufgeſtanden und hatte die eleganteſte Morgentoilette angelegt, weil ſie durch ihre Madelon — die Dienerſchaft erfährt ja Alles! — von dem Frühſtück und der Zuſammenkunft des Kurfürſten und

der Prinzessin Nachricht bekommen hatte. Das Landgänschen vor dem sentimentalen Kurfürsten bloßzustellen durch überlegenes, geselliges Benehmen, wohl auch durch Geist und Witz, das schien ihr eine ganz annehmbare Morgenunterhaltung. Das Gänschen würde ja genöthigt werden, französisch zu sprechen, und das versprach eine für dasselbe beschämende Wirkung.

So kam sie herangerauscht. Der Kurfürst, dies Alles wohl auch voraussehend und fürchtend, war nicht mehr im Stande, die Bewegung abzulenken; er stieß die ängstliche Rede hervor: „Da kommt die Marquise d'Outretombe, darf ich sie der Prinzessin Veronika vorstellen?"

Vrony erschrak auch im ersten Augenblicke. Die rasche Fassung, welche ihr Charakter in den letzten Wochen gewonnen, war doch nicht so weit gefestigt, daß sie sich mit Zuversicht einer geselligen Scene aussetzen mochte, in welcher die geübte Französin sicher überlegen war, namentlich da sie ihre Muttersprache dabei ins Feld führen konnte.

Aber der Funke Zorns blitzte in Vrony auf, des Zorns gegen die siegreiche Fremde, welche ihr Lebensglück zerstört hatte, und sie schwieg nur eine kurze Weile auf die Frage des Kurfürsten. Sie sah ihn dabei zum ersten Male fest an und sagte: „Ich trage kein Verlangen, die Bekanntschaft dieser Dame zu machen."

Da stand sie vor ihr in all' ihrer herausfordernden Sicherheit: „Hoheit der Herr Kurfürst haben wohl die

Güte, mich mit der Prinzeſſin bekannt zu machen.“ Das Wort „vorſtellen“ vermied ſie abſichtlich.

Der Kurfürſt konnte ſich nicht weigern und nannte ihren Namen.

Vrony nickte leicht mit dem Kopfe und blieb ſitzen.

Die Marquiſe zuckte mit den Lippen und ſah ärgerlich auf Warren. Der verſtand den Wink und ſtellte ihr einen Seſſel.

„Prinzeſſin ſprechen Franzöſiſch?“ ſagte die Marquiſe herablaſſend.

„Ich ſpreche Franzöſiſch, wenn man Deutſch nicht verſteht. Die Frau Marquiſe aber verſteht ja doch wohl unſere Sprache?“

„O nein! die iſt mir zu ſchwer.“

„Es iſt ſchwerer, Franzöſiſch zu lernen, als Deutſch zu lernen.“

„Oh, oh! das bezweifle ich.“

„Um zu bezweifeln, muß man vergleichen können, wenn man aber nur eine Sprache kennt, ſcheint mir das Vergleichen kaum möglich.“

Das ſprach Vrony ruhig, langſam und in korrektem Franzöſiſch.

Die Marquiſe zog die Augenbrauen zuſammen; der Kurfürſt ſtrahlte.

Es entſtand eine Pauſe. Warren wollte ſie verdecken und fragte den alten Fürſten: „Wie wirkt der Sprudel?“

Immanuel XIX., ſorgfältig mit ſeinem Frühſtück beſchäftigt, hatte den Mund nicht frei und hatte den Grafen auf dem Striche, weil er ſich da mit der Franzöſin einführte und ihn nicht aufgeſucht hatte. Er wußte nichts davon, daß auch er im Vorzimmer abgewieſen worden war. In ſolcher Lage und Stimmung brummte er unwirſch, mit Gebäck im Munde: „Der Sprudel iſt mein guter Freund und gute Freunde ſind heut' zu Tage weiße Schwalben."

Der Kurfürſt wollte das Geſpräch wieder franzöſiſch in Gang bringen und bemerkte: „Die Prinzeſſin kommt aus der Einſamkeit und iſt ſchwer zu gewinnen für geſelliges Leben."

Das verſtimmte wieder Vrony wie eine herausfordernde Entſchuldigung und brachte ſie in Nachtheil, denn ſie lenkte ihre Aufmerkſamkeit ab und drängte ſie in peinliche Gedanken. Sie ſchwieg völlig und ließ der Marquiſe vollen Spielraum, geiſtreich zu ſprechen über ſolch' ein deutſches Badeleben in ſchlechten Wohnungen und unter Mangel an unterhaltender Geſellſchaft. In Frankreich würde man da bald Reunions ſtiften zur Abhilfe, aber dies dürftige Karlsbad habe nicht einmal einen Saal für Zuſammenkünfte. „Bei uns würde man durch Tanz und Spiel die Langeweile vertreiben."

„Die Frau Marquiſe langweilt ſich alſo hier in Karlsbad?" ſagte endlich Vrony, indem ſie von der Marquiſe auf den Kurfürſten blickte.

Das war wirklich eine unangenehme Frage, da Jedermann Vrony's Augen folgte und auf den Kurfürsten ſchaute.

Die Marquiſe beantwortete ſie auch nicht, ſondern ſtand auf und empfahl ſich mit einem kurzen: „Auf das Vergnügen —“

„Sie nicht wiederzuſehen!“ murmelte Immanuel XIX. Er murmelte ja deutſch, was ſie nicht verſtand.

Vrony war auch bei dieſem Abſchiede ſitzen geblieben, und hatte wieder nur leicht mit dem Kopfe genickt.

„Wenn Du fertig biſt, Vater,“ ſagte ſie jetzt, „ſo laß uns gehen, Dein Bad wartet.“

„Iſt das eine Arbeit, um den Alp loszuwerden!“ ſtieß er ſtöhnend hervor und nahm den Arm ſeiner Tochter zum Fortgehen. Sie grüßte ſtumm den ſich verbeugenden Kurfürſten und ſchritt mit ihrem Vater von dannen.

Voll Begeiſterung ſah er ihr nach. Sie hatte die hochfahrende Marquiſe geſchlagen, ſie war eine Fürſtin! „Und Du Thor,“ ſagte er ſich, „Du haſt deshalb — und haſt ſie verloren, denn ſie zürnt nicht blos, Du biſt ihr ein gleichgiltiger Menſch.“

So ſprach er, faßte ſich aber doch in der nächſten Stunde ein Herz, in ihre Wohnung einzudringen, um ihr ſeine Sünden zu bekennen.

Umſonſt. Er wurde nicht vorgelaſſen. Aber den Beſuch des Morgens vor dem Poſthäuschen wehrte ſie in den nächſten Tagen nicht ab. Sie ſprach da ganz ruhig mit

ihm, aber ſtets kalt abweiſend, ſobald er nur mit einem Worte auf ihr näheres Verhältniß eingehen wollte.

Immanuel XIX., welcher zuhören mußte, ſchien gar nicht zuzuhören, er war wie ein fremder Wilder gegen den Kurfürſten und wurde von Tag zu Tag mürriſcher. „Nichts hält mehr Stich auf dieſer Welt," murrte er endlich in ihr Geſpräch hinein, „auch der Sprudel nicht! Vromy, ich bleib' nicht mehr lang'!"

Die letzten Worte waren ein neuer Schreck für den Kurfürſten. Was dann?

Und nun kamen auch noch graue Regentage, welche keinen Menſchen aus dem Hauſe ließen. Die Tepl ſchwoll hoch an und riß den Steg an dem Poſthäuschen hinweg; das ganze Badeleben gerieth ins Stocken.

Der Kurfürſt wußte nicht, wo ein, wo aus. Er war ſo lediglich voll von ſeiner Liebesſorge, daß die Marquiſe kaum noch für ihn vorhanden war. Er ſah ſie nur noch bei der Mittagtafel, und ſie widmete ſich ganz ihrem Verkehr mit dem Grafen Warren.

Der Verdacht, welchen der Name Louiſe geweckt, blieb unberührt in ſeinem Sinne liegen. „Es ſcheint ja unmöglich!" ſagte er ſich, um nur jeden Gedanken los zu werden. Uebrigens muß ja die Antwort auf den Kourierbrief an den Marquis, ihren Vater, die nöthige Aufklärung bringen, ſetzte er hinzu, um ſeine Unthätigkeit in dieſer Frage zu beſchönigen.

Da kam ein Brief ſeines Bruders Fritz. Der lautete:

„Verzeih', daß ich so spät auf Deinen Pariser Brief antworte. Ich hatte Dringenderes zu thun, als Briefe schreiben. Ich sage Dir, wirklich Dringenderes! Aber Deinem Auftrage bin ich redlich nachgekommen. Du wirst erstaunt sein, wie ich ihn ausgeführt habe. Nächster Tage bin ich in hoher eigener Persönlichkeit bei Dir, um mündlich Bericht zu erstatten. Schriftlich müßte ich ein Buch schreiben und dazu habe ich, weiß Gott, keine Zeit. Es liegt mir auch daran, mit leibhaften Augen zu sehen, was Du für ein Gesicht machen wirst, wenn ich als fragwürdiger Kronprätendent vor Dir erscheine. Bis dahin liebe mich getrost als Deinen, in allem Ernste hoffnungsvollen Bruder Fritz."

„Spottvogel!" rief der Kurfürst. „Was denn für einen Auftrag? Ah! ah!" — Jetzt erst fiel dem arg zerstreuten Manne ein, daß er die Adresse Louisens von ihm gewünscht hatte. Die weiß ja offenbar die Marquise längst, sie sagte ja neulich, daß es ihr wohl ergehe."

Am nächsten Frühstücksmorgen aber — es schien endlich die Sonne wieder und die Reichsfürstlichen waren am linken Ufer hinausgekommen — erzählte er doch seinen Brief dem Fürsten und der Prinzessin. Sie waren ja doch alte Bekannte und Gönner seines Bruders, Brony war dem Fritz am Ende mehr! — Und in der That, Brony sah ihn endlich einmal aufmerksam an nach seiner Mittheilung über Vetter Fritz und sagte nach einer Weile: „Es wird mich freuen, den lustigen Vetter Fritz einmal wiederzusehen."

Ihn, den ernſthaften Vetter Karl, wiederzuſehen, hatte ſie aber gar nicht gefreut!

An dieſem Tage war er bei der Tafel von unverkennbar ſcharfer Laune.

Das ſchien die dreiſte Marquiſe herauszufordern, und ſie war unverſchämt genug, die Worte an den General Wolkenburg zu richten: „Wie lange werden Sie denn noch, General, meinen bevollmächtigten Palmier auf Beſcheid warten laſſen? Eine Dame aus ihrer Heimath entführt und dem Gerede der Welt preisgegeben, ohne der ritterlichen Pflicht nahezutreten, das müßte ja doch die ganze Welt illoyal nennen!“

Das war zu viel. Da fuhr denn endlich der Kurfürſt von ſeinem Seſſel in die Höhe. Die ganze Tafel folgte, und mit ſtarker Stimme ſprach er: „Madame, an Ihnen liegt es zunächſt, einen Verdacht zu zerſtreuen, welcher den Gipfel von Illoyalität in ſich ſchließt!“

Hell auflachend rief hierauf die Marquiſe: „Graf Warren, fragen Sie doch als Cavalier einer beleidigten Dame, was für ein Verdacht —“

Da öffnete ſich die Thür und des Kurprinzen fröhliche Stimme rief: „Grüß Gott, Bruder Kurfürſt, da bin ich, und bringe Dir was mit aus Savoyen, wohin Du mich geſchickt. Tritt ein, mein Schatz!“

Und neben ihm erſchien eine ſchöne junge Dame.

„Thereſe!“ ſchrie die Marquiſe.

„Louiſe!“ rief die junge Dame und eilte zur Marquiſe wie zur Umarmung. Die Marquiſe aber wich zurück.

„Das trifft ſich ja wunderbar,“ ſprach der Kurprinz Fritz mit Nachdruck, „wahrhaftig wunderbar. In Deinem Auftrage, Bruder Karl, hab' ich in Savoyen eine Louiſe d'Aubigny geſucht und habe eine Thereſe d'Aubigny gefunden. Die hab' ich mit Entzücken geheirathet. Und nun find' ich hier bei Dir die geſuchte Louiſe, pot; tauſend, tauſend!“

„Madame!“ rief der Kurfürſt gegen die Marquiſe, „Sie haben ſich erlaubt —“

„Still! Ganz ſtill!“ entgegnete ſie hoch erhobenen Hauptes, „ich habe mir nicht erlaubt, Sie allein haben die Verwechslung auf dem Gewiſſen. Sie allein! Habe ich mich jemals Thereſe genannt? Niemals! Ich wurde kopfüber in das Spiel hineingezogen und Neigung hielt mich feſt. Neigung allein war mein Unrecht, denn dieſe Neigung war oberflächlich, ſie iſt verflogen links und rechts, bei Ihnen und bei mir, und ſo bleibt mir nichts übrig, als mich zurückzuziehen und dem Manne zu folgen — aber nein, nein,“ unterbrach ſie auf einmal mit hochfahrender Geberde ihren Gedankengang — „dreimal nein! Es bleibt mir übrig und es iſt mein Recht, an die Ritterlichkeit eines deutſchen Kurfürſten zu appelliren. Sie, Hoheit, haben mich hier vor aller Welt eingeführt als Ihre —“

Da verſtummte ſie plötzlich und ihre Augen ſtarrten regungslos auf die neuerdings geöffnete Thür. In dieſer

Thür erſchienen ihre Eltern, der Marquis und die Marquiſe d'Aubigny, und Vater und Mutter riefen einſtimmig „Louiſe!“ Die Mutter wiederholte mit thränenweicher Stimme „Louiſe!“

Die Marquiſe d'Outretombe war wie vom Donner getroffen.

Ihre Mutter, die alte Frau, ſchritt langſam auf ſie zu und ſagte in einem Tone tiefſten Schmerzes: „Meine Tochter, was thuſt Du uns an!“

Es entſtand eine Pauſe. Todtenſtille herrſchte. Ein Schluchzen unterbrach ſie. Louiſe d'Outretombe war die Schluchzende. Sie ſtürzte ihrer Mutter zu Füßen; ſie ſprach kein Wort.

Die Mutter hob ſie auf. Louiſe küßte ihr heftig die Hände, wendete ſich um und ſtürzte zur Thür hinaus, welche in ihre Wohnung führte. Graf Warren folgte ihr.

IX.

Der Marquis und die Marquiſe d'Aubigny, ſowie ihre Tochter Thereſe ſtanden einen Augenblick betroffen ſtill bei dem eiligen Fortſtürzen Louiſens; dann eilten ſie ihr nach.

Auf einen Wink des Kurfürſten entfernte ſich die Tiſchgeſellſchaft; die beiden Brüder, der Kurfürſt Karl und der Kurprinz Fritz, blieben allein.

„So ſehen wir uns wieder, Fritz! Ich habe mein ganzes Leben verſpielt.“

„Warum nicht gar! Jetzt biſt Du ja von dieſer argen Frau befreit und der Weg iſt eben. Hätte ich geahnt, wer dieſe Frau ſei, welche man mir in Briefen von zu Hauſe Marquiſe von Cutrectombe nannte, ſo wäre ich Dir früher zu Hilfe gekommen. Ich war aber ſelbſt über und über in Aufregung. Deinem Wunſche gemäß ſuchte ich die ſavoyiſchen Klöſter ab, nach einem Fräulein von Aubigny forſchend. Ich fand ſie bald; aber nun ging's bei mir los! Dieſes ſchöne, weiche, fromme Fräulein eroberte mein Herz. Nichts dabei von italieniſchen Schultern und Büſten; rein das Gemüth, die unſchuldigſte Liebenswürdigkeit, ganz verwandt mit

unſerer Bronn, bemächtigte ſich meiner. Ihre alte Tante lag im Sterben, ja ſie ſtarb, wir hatten ſie begraben und Thereſe meinte nun, auf der Stelle Nonne werden zu müſſen. Ich war natürlich außer mir: ſolch ein liebreizendes Geſchöpf Nonne! Unſeren ganzen Religionsunterricht, ſoviel ich noch davon wußte, ſetzte ich in Bewegung. Aber den verſtand ſie nicht, es ſah zum Verzweifeln aus. Endlich verſtand ſie doch, daß ich ſie liebte und daß es das Geſcheidteſte wäre, die religiöſe Debatte aufzuſchieben und die fromme Mutter zu befragen, zu dem Ende aber die Tochter in anſtändiger Weiſe nach Lothringen zu bringen. Dies geſchah unter allen üblichen Vorſichtsmaßregeln; wir kamen geſund zu den Eltern, und die fromme Mutter hatte gar nichts einzuwenden gegen unſere Verheirathung, welche der aufgeklärte Vater ſogleich ins Werk ſetzte. Wir tranken vorher alle einen Schluck aus der heiligen Quelle, und der Marquis ſetzte mit guten Gründen ſeiner Frau auseinander: dieſes Brunnens wegen ſei damals ein Rad Deines Wagens zerbrochen, damit erſt der Kurfürſt und dann ich, der Kurprinz, dies Waſſer kennen lernten zu unſerer Erbauung. Darauf folgte die Heirath. Ich ſage Dir, das iſt eine prächtige Erfindung; verſchaff' ſie Dir auch! Und nun kam Dein Kourier mit dem Verdacht: Deine d'Outretombe ſei Louiſe d'Aubigny. „Oh!“ ſchrie der Vater, „oh!“ die Mutter und die ganze Familie flog mit Kourierpferden hierher, um Dich zu retten, Dich und die Ehre des Namens

d'Aubigny. Jetzt iſt's geſchehen und nun ſprechen wir von Deiner Hochzeit! Wie ſteht's mit Vrony? Sie hat's wohl übel genommen, dieſes Herumreiſen mit der Louiſe?"

„Das hat ſie!" Traurig erzählte jetzt der Kurfürſt, wie es zwiſchen ihm und Vrony ſtände, daß ſie ihn trocken zurückweiſe, und daß ſie in Karlsbad ſei."

„Hier iſt ſie? Vortrefflich! Das bring' ich in Ordnung. Morgen früh gehe ich zu ihr. Ueber meine Untreue wird ſie lachen — ſie hat mich immer ausgelacht — und in ſolcher Stimmung wird ſie Dir verzeihen."

Wenn das ſo ſchlankweg gegangen wäre!

Am andern Morgen war die Marquiſe Louiſe d'Entretombe mit dem Grafen Warren abgereiſt, und der Kurprinz, von Golz geleitet, ſchritt wohlgemuth zum Poſthäuschen hinaus. Der Kurfürſt ſollte erſt nach einem Stündchen hinauskommen zur Schlußſcene.

Darin hatte der Kurprinz Recht: Vrony empfing ihn heiter; ließ ſich die Kataſtrophe vom Abend vorher erzählen und zeigte einen angemeſſenen Antheil an dieſer Erzählung, welche der zuhörende und frühſtückende Immanuel XIX. ſkandalös nannte. Alsdann ließ ſie ſich ſogar bewegen, mit ihm unter einen abſeits ſtehenden Baum zu gehen und ſich neben ihm auf einer Ruppelbank niederzulaſſen, während der Vater allein weiter frühſtückte. Hier aber, obwohl ſie ihn freundlich aufmerkſam machte auf die prächtigen Waldberge, welche kreisförmig das Teplthal zu ſchließen ſcheinen,

was dem Kurprinzen in diesem Augenblicke recht gleichgiltig war, hier scheiterte sein Beginnen total, zu seinem Erstaunen. Er fing immer von Neuem an, er sprach wie ein Buch für seinen Bruder, sie aber schwieg wie eine Nonne, und ihr letztes Wort — er hoffte das Beste, denn er sah eine Thräne in ihrem Auge — ihr letztes Wort war ein sanftes „Nein".

Als er aufschrie und es nicht glauben wollte, da erhob sie sich und sagte noch einmal, diesmal ganz fest: „Nein!"

Der arme Kurfürst kam eben daher, als sie zu ihrem Vater zurückkehrte, und er fand seinen Bruder bestürzt. „Ich bin abgeblitzt, Karl, versuch' Dein Glück selber!"

Tief athmend trat der Kurfürst mit seinem Bruder zu den Reichsfürstlichen. Er grüßte und sprach sanft wie ein Lamm. Immanuel XIX. war kurz angebunden, denn „auch der Sprudel halte nicht Wort", und Bronn war um kein Haar anders, als die Tage vorher, ruhig, ja freundlich sprechend, aber jede Annäherung ablehnend.

Und so schied man uneins. Ja noch schlimmer: Bronn reichte dem Kurprinzen die Hand zum Abschiede, gegen den Kurfürsten aber verneigte sie sich beinahe förmlich, wenn auch mit einiger Freundlichkeit im Antlitz. Es war indessen mehr Wohlwollen als Freundlichkeit.

Der Kurprinz war geradezu verblüfft. „Dies ist unsere Bronn, die kleine Prinzessin?! Die ist ja zehn Jahre älter geworden."

„O nein," ſeufzte der Kurfürſt, „ſie iſt ſchöner als je."

„Das iſt auch wahr, aber widerſpricht nicht: ihr Alter ſteckt anderswo! Geduld, Karl, Geduld! Verzagen iſt unſeres Hauſes Sache nicht. Ich ſchick' ihr meine Frau. Da ſieht ſie, was für ein herrliches Ding das anſpruchsloſe Weib iſt. Dann ſchick' ich ihr meinen Schwiegervater, der iſt die Weisheit ſelber, der wird die ſo klug gewordene Prinzeſſin überzeugen. Zu allerletzt auch noch meine Schwiegermutter, die himmliſche Seele ſelber, an der wird ſie erkennen, was fromme Weiblichkeit Alles verzeiht."

Leere Hoffnungen! Am andern Tage kamen Vrony und ihr Papa nicht zum Frühſtück vor dem Poſthäuschen, ſondern fuhren aus Karlsbad zum Thore hinaus, heimwärts ins ſtille Reichsfürſtenthum. Immanuel XIX. hatte die Kur ſatt gekriegt, die nichts nütze, und Vrony war ganz einverſtanden mit der Heimreiſe.

„Was nun?" — „Wir reiſen auch heim", rief der Kurprinz, als die Abreiſe der Reichsfürſtlichen offenbar wurde, „wir reiſen ſogleich auch heim und führen von dort die weitere Belagerung. Ich richte meine Frau ein auf meinem Gute an der Grenze des Reichsfürſtenthums, die Eltern, Marquis und Marquiſe, gehen mit, und wir Alle — Dich, Karl ausgenommen — beſuchen Immanuel XIX. und ſeine Prinzeſſin mit Feierlichkeit. Die Prinzeſſin Veronika muß uns Gegenviſite machen, und wir bekehren ſie. Verlaß Dich auf uns."

Der sanguinische Kurprinz versprach zu viel. Er hatte keine Vorstellung von der Mädchenseele Vrony's. Einsam war Vrony aufgewachsen unter dem Fittich einer edlen Mutter, einer Mutter, welche frühzeitig auf volles Lebensglück verzichtet hatte, denn sie hatte geliebt und war verrathen worden. Ihre Ehe mit dem Fürsten Immanuel war eine Vernunftheirath gewesen. Daher die Stimmung ihres ganzen Lebens. „Wenn das Ideal verloren geht," hatte sie wie oft zu Vrony gesagt, „dann zieh' Dich auf Dein Herz zurück und entsage allen weltlichen Vortheilen! Sie bringen nur Enttäuschungen; der stille, reine Schmerz erhebt uns."

Solch eine ideale Luft wehte im Innern Vrony's. Die Liebe ihres Vetters Karl war ihr Alles gewesen, ihre Liebe für ihn, seine Liebe für sie. Wankte die eine oder die andere, dann gab's keinen Halt, dann fiel das Ideal vom Altar herab, dann gab's nur Entsagung, wie einst für ihre Mutter, dann bleibt nichts übrig, als ein einsames Stillleben. Vetter Karls Liebe aber hatte gewankt, darüber blieb ihr kein Zweifel übrig, äußere Zufälligkeit nur hatte ihn von jener Marquise getrennt. Ob sie ihn trotzdem noch liebte, das wußte sie selbst nicht, und sie wagte es nicht, ihr Herz danach zu befragen.

So war sie beschaffen, als beide Familien, die kurfürstliche und die reichsfürstliche, in ihren Heimathsorten wieder angesiedelt waren.

Im kurfürſtlichen Schloſſe der Hauptſtadt blieben der Kurfürſt, deſſen Bruder mit ſeiner Frau, der Marquis und die Marquiſe d'Aubigny einige Wochen vereinigt, für den Kurfürſten eine wohlthuende Geſellſchaft. Der Marquis mit ſeinem geläuterten Geſchmack und ſeinen Verſtande und die alte Marquiſe mit ihrer milden, Jedermann wohlthuenden Frömmigkeit wirkte günſtig auf ſeine hoffnungsloſe Stimmung. Vor Allem aber wurde ihm ſeine Schwägerin Thereſe lieb und werth durch ihr anſpruchsloſes, ſanftes Weſen. Sie erinnerte ihn oft an ſeine frühere, jetzt verlorene Braut. Das erhöhte wohl ſeinen Schmerz, aber es verklärte ihn auch.

Ein verklärter Schmerz drängt Geiſt und Gemüth des Menſchen zu hohen Zielen; er trieb ihn an, durch ein edles, wohlthuendes Wirken darzuthun, daß er wohl gefehlt habe, aber nicht in gemeiner Abſicht. „Für deinen Staat" — ſagte er ſich — „haſt du dich verleiten laſſen, deiner echten Liebe den Rücken zu kehren und einer unechten Ehe zuzuſtimmen; ſo beweiſe nun wenigſtens, daß dein Staat den Vortheil gewinne, um deſtwillen Du Dein Glück geopfert haſt."

Er gab ſich ganz der Regierung des Kurfürſtenthums hin, er arbeitete mit ſeinen Räthen früh und ſpät, er bereiſte ſein Land, um überall mit eigenen Augen zu ſehen, er unterrichtete ſich genau über Alles, was der Regent in Frankreich unternahm, und vermied ſorgfältig Alles, was dort fehlſchlug in gewagten Experimenten.

Der ſtrebende Jüngling erſchien bei aller Thätigkeit wie ein ſtiller, ſchweigſamer Mann, aber er wurde ein Mann.

An Vreny dachte er nur noch wie an ein unwiederbringlich verlorenes Glück, und er lächelte traurig, wenn ſein Bruder Fritz immer noch wiederholte: „Ich bring' Euch doch noch zuſammen!“

Der Kurprinz betrieb das auch in der That lebhaft und nickte zuſtimmend, als ſein Schwiegervater, der alte Marquis ſagte: „Syſtematiſch muß das geſchehen, mein junger Herr Sohn, ſyſtematiſch. Es iſt ſchwer, ſehr ſchwer. Die junge Liebe eines Mädchens iſt der poetiſche Eigenſinn. Der iſt wie ein Element und läßt nicht mit ſich unterhandeln; den muß man untergraben, den muß man erobern wie eine Feſtung. Das junge Mädchen denkt: ‚Du darfſt nicht andere Götter haben neben mir!‘ Das denkt ſie, ohne es vielleicht zu wiſſen. Man muß ihr alſo zeigen, daß der Kurfürſt keine anderen Götter gehabt hat. Das iſt die Aufgabe. O, das wäre ein Kunſtwerk, wenn die beiden jungen Leute doch noch zuſammen kämen! Vreny, die natürliche Begabung, und der Kurfürſt, die gebildete Natur! Gehen wir an's Werk! Bringen Sie uns auf Ihr Gut hinaus, welches an der Grenze liegt! Dort haben wir es näher, das eigenſinnige Mädchen, und können die Belagerung anfangen. Vielleicht umſonſt, ja wohl! Aber auch der bloße Verſuch wird uns glückliche Täuſchung bringen, und ach! ſelbſt das glücklichſte Leben beſteht ja nur aus glücklichen Täuſchungen!“

Dem entsprechend war das Gut des Kurprinzen an der Grenze des Immanuel'schen Fürstenthums zum Aufenthalte eingerichtet für das junge Ehepaar und die Schwiegereltern, und man zog hinaus. Nur der Kurfürst blieb in der Hauptstadt.

Von jenem Gute aus wurde sogleich ein gemeinschaftlicher, ganz formeller Besuch unternommen bei Immanuel XIX.

Der Marquis, die Marquise und Therese wurden vorgestellt. Der Fürst empfing die Gäste steif — „bockſteif" sagte Susanne ärgerlich — und entschuldigte sich mit schweren Regierungsgeschäften, welche ihn abriefen.

Bronn aber erfüllte alle Formen der Geselligkeit, und die fremden Leute gefielen ihr allmählich. Der Marquis besonders mit seinem feinen Entgegenkommen, mit seinem maßvoll verständigen Wesen und mit seiner Kunstliebe. Dazu gehörte ja auch die Musik. Er sah die Harfe. Für dies Instrument schwärmte er und beschwor Bronn, etwas zu spielen. Sie mußte nachgeben, und die französischen Herrschaften applaudirten vor Entzücken. Applaus gefällt auch einem strengen Wesen, er gefiel auch Bronn und blieb nicht ohne Nachwirkung, als der Besuch wieder fort war.

Bisher war sie der Harfe aus dem Wege gegangen, aus Furcht vor Rührung. Jetzt nahm sie das Spiel wieder auf als eine Kunstübung, wie der Marquis gesagt hatte, und sie nahm es dankbar hin, daß ihre Stimmung dadurch erweicht würde.

Vom Kurfürſten war nur geſprochen worden wie von einem außerordentlichen Regenten, als welcher er ſich jetzt zur Freude des Landes entpuppte. „Das verdankt er uns Franzoſen“ — hatte der Marquis geſagt — „wie hat er aber auch bei uns ſtudirt! Alles, was er bei uns anfing, hatte ſein Staatsweſen zum Zweck, auch ſeine Annäherung an meine ſchlimme Tochter, welche freilich große Anlagen zum Herrſcher hat, kam nur daher.“ Letzteres hatte er halblaut ſeitwärts zu den Seinigen geſagt, aber Bronn hatte es wohl gehört, und dies Alles hatte ihr wohlgethan.

Sie war deshalb gern bereit zum Gegenbeſuche, obwohl Immanuel XIX. von dieſer Unbequemlichkeit nichts wiſſen wollte. Sie fuhr allein hinüber nach Friedrichsruh, wie der Kurprinz ſein Gut jetzt nannte.

Woran dachte ſie auf der einſamen Fahrt? An den Kurfürſten. Aber keineswegs an den einſtigen Liebhaber, o nein! lediglich an den neuen Regenten, welcher ſich als ſolcher ungemein hervorthat. Auch der Doktor Knothe aus dem Städtchen hatte ſchon davon erzählt.

Als man ſie in Friedrichsruh kommen ſah, wollte der Kurprinz ſofort ſeinen Bruder aus der Hauptſtadt herbeirufen laſſen, denn man würde die Prinzeſſin, ſei es mit Gewalt, einige Tage feſthalten. Aber der Marquis widerſetzte ſich und ſagte: „Das wäre viel zu früh.“

Er hatte nach Frankreich an ſeine Tochter Louiſe geſchrieben und erwartete von ihr einen wichtigen Brief.

Mit diesem Briefe wollte er die unmittelbare Belagerung eröffnen.

Als Vrony da war, wurde er kleinlaut und gestand seinem Schwiegersohne, daß dieser Mädcheneigensinn kaum zu besiegen sein werde. Das sah er, obwohl Vrony sehr freundlich war und sich leicht bestimmen ließ, einige Tage zu bleiben. Just die ruhige Ebenheit ihres Wesens benahm ihm die Hoffnung.

Auf Vrony machten übrigens die Bewohner von Friedrichsruh fortdauernd einen wohlthätigen Eindruck, besonders auch dadurch, daß von ihrem persönlichen Verhältnisse zum Kurfürsten kein Wort gesprochen wurde. Sie ahnte nicht, daß dies die ausgegebene Parole des Marquis war. Dagegen wiederholte der Marquis mit Stolz, daß der Kurfürst alle besseren Pläne des Regenten energisch zur Ausführung brächte, und immer höher wüchse als schöpferischer Landesherr.

Eine Stunde, bevor Vrony wieder heimkehren wollte, kam der erwartete Brief von Louisen. Nachdem der Marquis ihn gelesen, steckte er ihn in die Tasche und ließ sein Pferd satteln. Der Kurfürst hatte ihm ein ruhiges Thier ausgewählt, welches dem normännischen Hengste ähnlich war, und hatte den Reitknecht genau unterrichtet, wie dem alten Herrn das Auf- und Absteigen zu erleichtern wäre. Dies Pferd und der Reitknecht standen bereit, als Vrony in

ihren Wagen ſtieg, und jetzt fragte der Marquis höflichſt, ob er ſie nicht begleiten dürfte.

Das wurde mit Dank angenommen, und ſo ritt er neben ihrem Wagen her. Vrony ließ langſam fahren, und der Marquis drückte in beredten Worten ſein Wohlgefallen aus, wie er es ja trefflich verſtand, über die maleriſchen Waldlandſchaften, durch welche der Weg führte. „Dieſe Wälder", ſagte er, „haben Sie voraus vor uns Franzoſen: wir ſind verſchwenderiſcher umgegangen mit unſeren Holzbeſtänden."

„Dafür ſollen Sie auch Ihr Land mehr kultivirt haben."

„Die Schönheit hat nicht dabei gewonnen! Apropos, Ihr Juwel an maleriſch geſchloſſener Landſchaft ſoll ja ein Jagdhaus ſein; können wir nicht daran vorüber kommen?"

„Gewiß: es iſt nur ein kleiner Umweg."

Man bog links ab, und bald darauf ſaß er neben ihr auf der Steinbank der Veranda.

Unbedacht hatte ſie ihn dorthin geführt; als ſie aber dort ſaßen, kam die Erinnerung ſtürmiſch über ſie, die Erinnerung an ihre Liebesſcene mit dem Kurfürſten juſt an dieſem Platze. Sie wurde ganz ſtill und ließ den Marquis ohne Erwiderung auseinanderſetzen, wie reizend auf dieſer Stelle Wieſe und Wald wäre und Licht und Schatten wechſelten im warmen Sommerlichte.

Sie fürchtete ſich, zu ſprechen, denn Thränen drohten ihre Stimme zu erſticken.

Der kluge alte Herr ſah das und ergriff ihre Hand. Mit ſanfter Stimme ſprach er: „Weinen Sie getroſt: Thränen ſind der Tribut, welchen wir Alle zahlen, und er erleichtert unſere Trauer. Ich alter Mann habe leider keine mehr, und ich brauchte ſie doch ſo ſehr für das Leid um meine Louiſe, welche ſo leichtfertig dahin lebt. Ich habe ſie verzogen, und das benimmt mir das Recht, ſie zu ſchelten und der Welt auseinanderzuſetzen, daß man ihre Fehler übertreibt. Mit dem Kurfürſten zum Beiſpiel hat ſie ſich nichts vorzuwerfen, als einen natürlichen Ehrgeiz. Der Zufall hat das Mißverſtändniß hervorgebracht, und ſie iſt nur aus Ehrgeiz zu ſchwach geweſen, es aufzuklären. Edlere Herzensempfindungen ſind bei ihr gar nicht in Frage gekommen und nicht mißbraucht worden; denn es iſt eigentlich von Liebe gar nicht die Rede geweſen zwiſchen ihr und dem Kurfürſten."

„Sie meinen —?"

„Urtheilen Sie ſelbſt! Gerade das hatte ich ihr vorgeworfen, und gerade darüber ſchreibt ſie mir heute" — er zog den Brief aus der Taſche, wollte ihn aber gleich wieder in die Taſche ſtecken, indem er ſagte — „verzeihen Sie dem Vater, welcher Sie mit ſeiner Tochter behelligt und mit ihrer Vertheidigung, welche Sie wenig intereſſiren wird —"

„O doch!“

„Sie ſind eben gütig für einen leidenden Vater. So hören Sie denn!“

Und er las aus dem Briefe: „Glaube mir, mein immer gnädiger Papa, es iſt Alles über mich gekommen wie ein Verhängniß des Zufalls. Von Liebe hat ja zwiſchen mir und dem Kurfürſten nie etwas verlautet. Ein unüberlegtes Wort von ihm hat uns äußerlich ſo nahe zu einander gebracht. Ich klagte, daß ich keine männliche Reiſebegleitung hätte nach meinem neuen Beſitze im Dauphiné. Das war eine galante Herausforderung von mir, ich geb' es zu, und ebenſo, aber unbedacht, galant erbot er ſich zu meinem Begleiter. Ich ſah bald, daß es ihm leid war. Seine Galanterie hat es kaum zu einem formellen Handkuſſe gebracht. Er wurde mit jedem Tage trockener und förmlicher, man ſah's deutlich: er wäre gern befreit geweſen von meiner Nähe. Und hier, Papa, tadelſt Du mich mit Recht, daß ich ihn nicht entließ. Aber es war mir eine unwiderſtehliche Lockung, Regentin eines Staates zu werden, ſelbſt neben einem Manne, der mich gar nicht liebte, ja der mich wohl allmählich gehaßt hätte —“

„Ach,“ unterbrach er ſich und ließ den Brief ſinken, „ſie wollte eben von Jugend auf immer hoch hinaus, und ich —“

Da hob er den Kopf, blickte auf die ſonnenhelle Wieſe hinaus und rief plötzlich in ganz anderem Tone: „Sibonen

Sie, ſchauen Sie, Prinzeſſin, da treten zwei, drei Rehe aus dem Waldesdunkel hervor in den Sonnenſchein und ſehen ſich um, o, das iſt ein reizendes Bild! Und das iſt wohl ein Vogel, der ſo eintönig hämmert und nach welchem die Rehe rückwärts hinaufblicken, wie heißt er wohl?"

„Specht."

„Das iſt ein ſchweres Wort für mich mit einem ch. Graziös, graziös ſind dieſe Rehe ohne Schwanz. Wie kann man nur ſo elegante Thiere zur bloßen Unterhaltung todt ſchießen! Ich hab's nie gethan, ich bin grundſätzlich nicht Jäger! Ah! die Rehe wenden ſich gegen Oſten hinüber, dort führt mein Weg vorbei, dort will ich ihnen in der Nähe begegnen, ade, Prinzeſſin! Verzeihen Sie, daß ich Trauriges mit Ihnen beſprochen habe! Die Welt iſt ſchön, auch für einen alten Geſellen, wie ich bin, und die Jungen gar ſollen ſich das Leben nicht verleiden laſſen, auch wenn ſie Dummheiten gemacht haben. Ich muß ſchließlich auch meiner Louiſe verzeihen, was bleibt mir übrig! Obenein ſehe ich aus dem Schluſſe des Briefes" — jetzt ſteckte er ihn ein — „daß ihr Herz doch nicht liebeleer iſt. Sie ſpricht von dieſem Grafen Warren mit einer Wärme und erbittet ſich — am Ende giebt man die Einwilligung zu dieſer Heirath, und Alles kommt in Ordnung. Aber wenn ich den Rehen noch begegnen will, muß ich — Ade! Ade! Meine Empfehlungen an Herrn Papa, und Ihnen, geliebte Prinzeß — heitere Stimmung!"

Damit ging er und ritt heim, zufrieden in ſich hinein lächelnd über die Breſche, welche er da gelegt hatte in die Liebesanklage gegen den Kurfürſten.

Brony war ſo betroffen geweſen von dieſer zufälligen Mittheilung, daß ſie gar nichts hatte erwidern können. Der Marquis hatte ihre Hand geküßt und war verſchwunden, ehe ſie ſich von der Steinbank erhoben hatte.

Jetzt ſtand ſie aufrecht da, und holte tief Athem, als ob ein Gewicht von ihrer Bruſt genommen wäre. Ein unerklärliches Wohlſein zog durch ihre Adern, durch ihr Gemüth.

Sie dachte gar nicht daran, daß in der Mittheilung des Marquis eine Abſicht liegen könnte. Er war ja ein ſo ruhiger, Vertrauen erweckender alter Herr, und es war ja von ihr, von Brony, gar nicht die Rede geweſen, ſondern von ſeiner Tochter allein. Alles, was ſie, die Brony, angehen konnte, war ja nur ihr Gedanke; ihr Verhältniß zum Kurfürſten hatte ja der Marquis mit keiner Silbe berührt.

„Das iſt Dir vom Himmel gefallen!“ dachte ſie und ſtieg in den Wagen, um heimzufahren.

Unterwegs wurde es dunkel und der Mond ſtieg auf am Horizont. Sein Schein zitterte durch die großen Waldbäume, die links und rechts am Wege ſtanden, wie ein Spiel lachender Geiſter. Brony kam es wenigſtens vor, als lachten ſie. Und dabei war es auch geiſterſtill. Nur die

Haidelerche, der ſpäteſte Abendvogel, rief noch mitunter dazwiſchen. Ihre kurzen, raſchen Rufe klangen, als fragte ſie: „Nun, wie ſteht's?“

„Beſſer ſteht's!“ antwortete es in Vrony ganz unwillkürlich.

„Herr Gott!“ ſchrie ſie plötzlich laut auf, „dann haſt Du ja dem Vetter Karl Unrecht gethan.“ Sie ſchrie ſo laut, daß der Kutſcher die Pferde anhielt und ſie ihm zurufen mußte: „Nur weiter, weiter!“

„Bitt'res Unrecht!“ wiederholte ſie ſich leiſe. — „Aber warum hat er mir das nicht klar gemacht? — Er hat's nicht gekonnt, Du ſelbſt haſt ihn ja nicht reden laſſen, haſt ihn nicht angehört! — Na, da hätte er es ſchreiben ſollen! — Er hat Dir ja einen Brief geſchrieben, den haſt Du nicht angenommen, und der Brief war dick. Du biſt ſchuld, das Unrecht liegt bei Dir.“

Und das ſonſt ſo gewiſſenhafte Mädchen freute ſich darüber, daß ſie unrecht gehandelt, es war gar nicht zu verkennen: ſie freute ſich darüber. Denn als ſie oben ankam, wo ihr Vater unter der Linde ſaß, da fragte ſie ihn fröhlicher als ſeit Monden nach ſeinem Befinden.

„Der Pflaſterkaſten hier ſagt, es ginge mir beſſer,“ antwortete Immanuel XIX. und wies auf den kleinen Doktor Knothe, welcher mit ſeinem großen Stocke daſtand und ſchnupfte.

Es war nämlich ein ungewöhnlich warmer Sommer-

abend mit Vollmond, und Alles war im Freien. Suſanne und Nikodemus ſaßen ſogar auf dem blanken Erdboden, nur wenige Schritte vom Fürſten. Sie pellte Erbſen aus den grünen Schoten und Nikodemus hielt die Schüſſel unter, damit die Erbſen hineinfielen. Der Mondſchein verklärte Alles, auch den Nikodemus und die grünen Erbſen.

Doktor Knothe rechnete aber nicht auf eine Verklärung durch den Mond, er wußte ſich in üblem Gedächtniſſe bei der Prinzeſſin ſeit jener mit Warren zuſammenhängenden Scene auf ihrem Zimmer, und er dachte an ſchleunigen Abſchied, als die Prinzeſſin auftrat. Zu ſeiner allgemeinen Rechtfertigung ließ er nur noch folgende Worte zurück:

„Der Pflaſterkaſten hat Durchlaucht zum Sprudel gerathen, als Durchlaucht der Lebensgefahr nahe waren und uns Alle in Verwirrung ſetzten. Der Pflaſterkaſten kann jetzt feſtſtellen, daß der Sprudel, wie immer, nachträgliche Wunder wirkt und Seine Durchlaucht von hypochondriſchem Alp befreit, hochdieſelben aber dem erquickſamen Leben wiedergegeben hat. Der Pflaſterkaſten empfiehlt ſich alſo mit einigem Stolze.“

Und er ſtolperte im Mondenſchein hinunter nach dem Städtchen, ſeinen Stock den Berg hinab wie einen Alpenſtock handhabend.

„Hansnarr!“ murmelte Immanuel XIX. und ſetzte laut hinzu, gegen ſeine Tochter gewendet: „Verhindern hat er

aber doch nicht können, daß der Alp anderswohin gefahren iſt, und daß der Kurfürſt Dich hat ſitzen laſſen."

Ein unanſtändiges Lachen folgte auf dieſe Aeußerung. Es ging von Nikodemus aus, welcher immer feindlich geſinnt war gegen eine Verheirathung der Prinzeſſin.

Suſanne gab ihm einen ſo nachdrücklich verweiſenden Stoß, daß er die Schüſſel fallen ließ und die grünen Erbſen ſich zerſtreuten.

Immanuel XIX. machte dazu die brummige Bemerkung: „Die Erziehung dieſes Jungen macht ſeiner Mutter wenig Ehre."

„Seinem Vater auch nicht!" gab ſie zurück.

Dadurch wurde Vrony verſcheucht. Sie ging auf ihr Zimmer, trat an's offene Fenſter und blickte auf den mondbeſchienenen Buchenwald. Dann ging ſie langſam im Zimmer umher, und als ſie vor der Harfe vorüberkam, griff ſie ſeufzend in die Saiten.

„Spiel' was!" rief der Vater von unten herauf, als er den Harfenton gehört hatte. „Spiel' was Friſches, damit das Geſindel hier unten ruhig wird!" Er liebte zuweilen die heitere Muſika.

Und Vrony trug die Harfe an's vordere Fenſter und ſpielte.

„Munt'rer! Munt'rer!" rief er, und ſie ſpielte auch munter. —

Unter demſelben Mondſchein kam der Marquis nach

Friedrichsruh, und als er erzählt hatte, wie geſchickt er ſeinen Schachzug angebracht und wie augenſcheinlich günſtig er gewirkt, da war großer Jubel und der Kurprinz behauptete: „Morgen kommt ſie und kapitulirt.“

Der Sanguiniker hatte Unrecht: ſie kam nicht. Es vergingen mehrere Tage und ſie kam nicht. Man wurde beſtürzt in Friedrichsruh. Nur der Marquis gab die Hoffnung nicht auf. „Aber auch, wenn ſie endlich kommt,“ ſagte er, „wird ſie ſich noch nicht unbedingt ergeben. Ein verletztes Mädchenherz klammert ſich zuletzt immer noch an den Mädchenſtolz. Brony wird ſich jetzt ſagen: vielleicht kommſt Du nun zu ſpät. Der Kurfürſt läßt ja gar nichts mehr von ſich hören, er kommt mit keinem Schritte nach Friedrichsruh, wo er mir doch einmal begegnen könnte. Er iſt ganz Staatsmann, und alles Andere iſt ihm Nebenſache geworden. Wer weiß, ob nicht mein ſo ſchroff abweiſendes Betragen Gedanken erweckt hat, welche ihn gänzlich von mir abgewendet haben? Was ſpielte ich dann für eine klägliche Rolle, wenn ich auf einmal nachgiebig erſchiene! „So —“ fuhr der Marquis fort — „ſo kann's in ihr ausſeh'n. Deshalb müſſen wir uns ein letztes Mittel vorbereiten.“

„Was denn für eins?“ fragten die Marquiſe, Thereſe und der Kurprinz.

„Sie, lieber Fritz, müſſen eiligſt in die Hauptſtadt reiſen und Ihren Bruder ſprechen. Sagen Sie ihm Nichts von Brony, als daß ſie ſtill und ſchwermüthig dahin lebe,

daß wir ſie ſelten ſehen und liebhaben. Alsdann — hat er Ihnen nicht in Karlsbad erzählt, daß er einen langen Entſchuldigungsbrief an die Prinzeſſin geſchrieben?"

„Ja, und daß Vrony denſelben unerö̈ffnet zurückgeſendet."

„Vortrefflich! Dieſen Brief bringen Sie uns! Der Kurfürſt wird ihn als ſchwärmeriſcher Ritter ſorgfältig aufbewahrt haben und wird Ihnen denſelben nicht verweigern, wenn Sie ihm ſagen: Dieſer Brief könnte in Ihren Händen doch noch einmal ein Mittel zur Verſöhnung bieten."

Der Kurprinz ſtieg ſogleich zu Pferde. Ehe er ihm aber die Sporen geben konnte, winkte der Marquis vom Fenſter aus, er möge warten. Eilig kam der alte Herr zu ihm und ſagte ihm noch etwas. Der Kurprinz ſchrie auf, ſchwieg eine Weile und ſagte endlich: „Schwiegerpapa, Sie ſind ein gefährlicher Politikus, ich beſorg' es!"

„Und kommen Sie bald zurück!" ſchloß der Marquis, „denn ſie bleibt gewiß nicht aus, und wir behalten ſie hier."

Der Kurprinz beſtellte noch, daß ihm für die Rückkehr Relaispferde nachgeſchickt würden, und jagte davon.

Auch in den nächſten zwei Tagen kam Vrony nicht nach Friedrichsruh. Ihre Gedanken waren ſo wie der Marquis vermuthet hatte; ſie fürchtete, es könnte nun zu ſpät ſein.

Jetzt wurde auch der Marquis unſicher. Aber am dritten Tage kam ſie endlich doch. Sie hatte etwas Un-

ruhiges, etwas Aengſtliches. Uebrigens war ſie jedoch anders, als bisher; ſie war gar nicht mehr verſchloſſen, ſie war ſogar redſelig und verkehrte herzlich mit der Marquiſe und Thereſen.

Nur auf den Marquis blickte ſie manchmal nachdenklich, und wenn ſie allein mit ihm war, da ſchien es, als ob ſie ihm etwas Beſonderes abfragen wollte. Aber ſie fragte nicht.

Daß der Kurprinz zu ſeinem Bruder nach der Hauptſtadt geritten war, das bewegte ſie ſichtlich, und ſie ſagte auf einmal zum Marquis: „Der Kurfürſt kommt doch nicht etwa mit ſeinem Bruder hierher?“

„O nein!“ erwiderte der Marquis.

Und doch wollte ſie plötzlich heim.

„Sie ſollten den Kurprinzen erwarten, Prinzeſſin,“ ſagte der Marquis, „er hat gegen mich geäußert, daß er Ihnen etwas zu übergeben habe.“

„Was denn?“

„Das weiß ich nicht; er that geheimnißvoll.“

Sie blieb. Der Marquis meinte, daß er zuweilen ein leiſes Zittern an ihr bemerkte. Dies Zittern war ganz unverkennbar, als ein Reiter in den Hof ſprengte und der am Fenſter ſtehende Marquis rief: „Es iſt der Kurprinz.“

Er trat ein und ſah gegen ſeine Gewohnheit ſehr ernſthaft aus.

Er begrüßte Alle ſtumm und reichte Vrony nicht die Hand, wie er ſonſt immer that. Dann wandte er ſich zu

ſeiner Frau und umarmte ſie. Dieſe flüſterte ihm zu: „Der Vater hat mir Alles geſagt, nur die Mutter weiß es nicht. Aber Frédéric, iſt's nicht Unrecht?“ Er ſchüttelte mit dem Kopf und wendete ſich zum Marquis mit den Worten: „Mein Bruder iſt unverändert, erſchreckend ernſthaft und nur Regent. Was Sie nach Ihrem Pariſer Briefe vermutheten, iſt leider eingetroffen. Ich habe Karl nur ein paar Minuten geſprochen, und zwar Ihretwegen, liebe Muhme —“

„Meinetwegen?“ rief Brony, roth und blaß werdend in jäher Folge.

„Ja. Ich will's Ihnen ſagen, aber —“ und dabei wendete er ſich an die Uebrigen, „es wird der Prinzeſſin wohl lieber ſein, wenn ich's ihr allein ſage.“

Die drei Uebrigen verließen das Zimmer; Brony ſank auf einen Seſſel.

Der Kurprinz blieb vor ihr ſtehen und ſprach: „Ehe ich eine neue alarmirende Nachricht in der Hauptſtadt vernommen, meinte ich — und deshalb war ich hingeritten — Euer zerſprengtes Verhältniß, das Verhältniß zwiſchen Ihnen, Muhme, und meinem Bruder, zu einem klaren Abſchluſſe zu bringen. Mein Schwiegervater hat Ihnen Aufſchluß gegeben über ſeine Tochter Louiſe. Er hat Ihnen dargethan, daß nie ein eigentliches Liebesverhältniß zwiſchen ihr und meinem Bruder beſtanden hat. Ein neuer Beweis dafür iſt ein neuer Brief von ihr, in welchem ſie anzeigt, daß ſie den

Grafen Warren geheirathet habe. Trotz dieser Aufklärungen sind Sie, liebe Muhme, in Ihrer Verschlossenheit geblieben, vielleicht in der Zweifelhaftigkeit. Wahrscheinlich haben Sie eben meinen Bruder nicht so geliebt, wie er sich eingebildet hat, und nicht so, wie er Sie liebte — — Sie machen eine ablehnende Bewegung? Nein? Liebe Muhme, Ihre Haltung seit Karlsbad spricht nicht für Ihr Herz. Dort hat Ihnen mein Bruder — es war das Erste, was er mir bei meiner Ankunft sagte — einen langen Brief geschrieben, in welchem er, wie er sagt, Alles ehrlich dargelegt hat, was mit ihm vorgegangen, und diesen Brief haben Sie ihm uneröffnet zurückgeschickt. Ist's nicht so?"

„Ja."

„Diesen Brief, sagte ich mir, muß Prinzessin Veronika lesen, ich muß ihn besitzen. Dann erst kann mein Bruder sagen: es ist Alles klar zwischen mir und der einstigen Brony. Wenn die jetzige Veronika ihn gelesen und auf der Trennung beharrt, so ist jeder Zweifel darüber gehoben, daß ihr Herz den Kurfürsten Karl niemals geliebt hat. Hier ist der Brief, lesen Sie ihn!"

Brony hatte ihn genommen, aber sie schwieg und sagte erst nach langer Pause: „Hier nicht. Ich will nach Hause. Bitte, lassen Sie meinen Wagen anspannen!"

Der Kurprinz ging, um das zu bestellen. Sie blieb regungslos sitzen; nach einer Weile betrachtete sie den Brief und steckte ihn ein. Dann stand sie auf.

Jetzt trat der Marquis ein. „Sie wollen fort, Prinzessin?“

„Ja.“

„Hat Ihnen der Kurprinz die große Neuigkeit mitgetheilt?“

„Neuigkeit?“

„Der Regent von Frankreich hat dem Kurfürsten eine Prinzessin von Geblüt angetragen zur Frau, eine junge schöne, charmante Person. Das gehört zu den Geniestreichen dieses Orleans. Nein zu sagen, ist immer unangenehm, und der Kanzler des Kurfürsten soll für Ja stimmen.“

„Der Wagen kommt!“ meldete der eintretende Kurprinz. Seine Frau und die alte Marquise kamen mit ihm. Sie umarmten Vrony mit großer Wärme und Herzlichkeit. „Gott liebt sie,“ sagte die alte Frau.

Vrony ließ Alles fast regungslos über sich ergehen, sie sah ohne Blick umher, und wurde es lange nicht gewahr, daß der Marquis ihr seinen Arm bot zum Geleite an den Wagen.

„Auf baldiges Wiedersehn!“ rief der schalkhafte alte Herr, als die Pferde anzogen.

Die Marquise und Therese winkten mit Hand und Taschentuch. Nur der Kurprinz stand da ohne Bewegung.

Vrony sah Alles mit unbeweglichem Auge und erwiderte gar nichts. Sie war wie gelähmt.

Die Nachricht von der franzöſiſchen Prinzeſſin als Braut des Kurfürſten hatte dieſe Lähmung verurſacht.

Da war nun Alles wieder in den Abgrund geſtürzt! — Sie geſtand ſich's vielleicht nicht ein, aber ſie wußte es, daß die Verſöhnung mit Vetter Karl in ihr vollendet wäre, und daß nur der Weg zu glücklicher Begegnung noch im Zweifel bliebe. Und nun! Der Kurfürſt hatte ja kein Zeichen von ihrer Wandlung und konnte jetzt blindlings hinein gerathen in eine blos politiſche Heirath! Troſtlos!

Der Wagen ſauſte dahin durch den Wald, in welchem die volle Sonne lag; die Lichter und Schatten tanzten verwirrend vor ihren Augen.

„Ach", rief ſie, „der Brief!" und riß ihn auf. Die Sehkraft reichte kaum zu bei der Erſchütterung durch den polternden Wagen, aber vom erſten Worte an waren all' ihre Sinne gebannt an dieſe Schriftzüge des geliebten Vetters. Zweimal, dreimal wurde der ganze Brief durchflogen und — genoſſen. Ja, genoſſen! Der warme Hauch jener Zeit in Karlsbad, wo er ſie zum erſten Mal wiedergeſehen, ruhte darin, wie der Sommer jetzt die Waldluft erfüllte, ſo echt, ſo überzeugend, ſo ganze, volle Liebe! Die Erzählung vom Verhältniſſe zur Marquiſe d'Outretombe, ganz ſo, wie in dem Briefe, welchen ihr Vater vorgeleſen, nichts, nichts von eigentlicher Neigung des armen Vetters, der willenlos fortgezogen wird, Alles klar, klar; „er hat

nie Jemand geliebt, als Dich. Du kannſt glücklich ſein und ihn glücklich machen, wenn nicht —"

Aber auch dies „wenn nicht" trat in den Hintergrund. Der ideale Zug ihres Weſens brachte es zu Wege, daß die drohende äußere Wirklichkeit nur noch wenig bedeutete. In Wahrheit hatte ſie ja ihren geliebten Vetter wieder, in Wahrheit ſangen ja alle Vögel des Waldes um ſie her: die Liebe ſiegt, die Liebe ſiegt in alle Ewigkeit!

„Links hinüber, Jakob, zum Jagdhauſe!" rief ſie dem Kutſcher zu, als der Nebenweg ſichtbar wurde.

Dort in der Einſamkeit, wo ihre Liebe die erſte Blüthe aufgeſchloſſen, dort wollte ſie einkehren und überdenken, was nun zu thun ſei. Denn ſie fühlte ſich entſchloſſen, nun ſelbſt etwas zu thun, nun ſelbſt mit ihren Geſtändniſſen vor Vetter Karl zu treten.

„Dein Vater wird jetzt Nachmittags nicht da ſein" — dachte ſie — „als du fortfuhrſt, hat er von einem Kapitalhirſch geſprochen, welcher abgeſpürt worden ſei, und der Vater ſtört dich auch nicht, er wird dich verſteh'n; nur die lange Claire wäre im Wege —"

So kam ſie in's Jagdhaus. Es war ganz leer bis auf Suſanne und den wahrſcheinlichen Nikodemus, welcher nicht ſichtbar war. Der Vater war wirklich hinaus mit der ganzen Jägerei, den Kapitalhirſch zu erjagen.

„Einen kleinen Tiſch mit Schreibzeug, liebe Suſanne, auf die Veranda! Ich muß raſch einen Brief ſchreiben."

Suſanne brachte das Verlangte und zog ſich zurück. Vrony aber ſetzte ſich in den vollen Sonnenſchein hin und ſchrieb und ſchrieb lange, lange, lange, Alles ſchildernd, was in ihr vorgegangen ſeit ihrer Liebesſcene auf dieſer Veranda.

Wenn ſie nur fertig wird mit dieſen Geſtändniſſen! Denn gleich nach ihrer Abfahrt von Friedrichsruh hatte ſich dort das Unerwartete ereignet: der Kurfürſt war plötzlich angekommen, war trotz des langen Weges zu Pferde angekommen.

Sein Bruder Fritz hatte ihm ja erzählt bei Abverlangung des Briefes, daß der kleine Paradiesvogel Vrony — er drückte ſich wie Suſanne gern derber aus als ſchicklich — in der Mauſer liege.

Schweigend hatte ihm der Kurfürſt den Brief gegeben, und erſt als Fritz fortgeritten, war es ihm klar geworden, jetzt ſei der Moment gekommen, ſelbſt einzutreten in die Entſcheidung.

Er hörte aufmerkſam zu, als ihm der alte Marquis ſchilderte, wie die Wandlungen in Vrony's Seele gefördert worden wären durch ſeine Maßregeln, und wie man als letzten Druck die Prinzeſſin von Geblüt erfunden.

„Nein", rief der Kurfürſt, „das iſt Unrecht! Hinweg mit der Unwahrheit! Fritz, laß mir ein friſches Pferd ſatteln! Warum das arme Kind quälen?"

„Aber wie zur Entſcheidung kommen?" rief der Kurprinz, nachdem er zum Fenſter hinaus das Pferd befohlen hatte.

„Wie zur Entſcheidung?“ ſagte der Kurfürſt, „durch mich! Ich reite hinüber.“

Und er ritt. — Als er an den Nebenweg kam, welcher zum Jagdhauſe führte, hielt er ſtill. Er betrachtete das Fahrgeleiſe im feſten Sande und meinte zu entdecken, daß hier ganz vor Kurzem ein Wagen abgebogen ſei. Eine innere Stimme ſagte ihm: das iſt ihr Wagen; dort, wo wir uns gefunden, dort wird ſie ſein! Und er gab ſeinem Pferde die Richtung nach links.

Sein Herz war voll, ſein Muth verwegen, und Alles nahm er für gute Vorbedeutung, auch ein Auerhuhn, das von einem hohen Fichtenbaume vor ihm aufflog und die Richtung nach dem Jagdhauſe nahm. Dann hörte er rechts aus dem tiefen Walde Signale von Jagdhörnern. „Das iſt Immanuel XIX., welcher jagt“, rief er. „Vrony wird allein ſein.“ Und er beſchleunigte ſein Roß.

Ungeſehen, unaufhaltſam kam er in den Hof und brachte ſein Pferd eigenhändig in den Stall. Dann ging er auf das Mittelgebäude zu, wo der Salon und die Veranda. Da ſaß ſchlummernd in einem Winkel Suſanne. Sie erwachte vom Geräuſch der klingenden Sporen, ſah ihn groß an, faltete die Hände, ohne aufzuſtehen, und ſprach leiſe: „Himmliſcher Vater, Du kannſt Alles am beſten!“ — Er fragte ebenſo leiſe: „Da?“ — und ſie zeigte nickend auf die Thür des Salons.

Er trat ein und ſah draußen auf der Veranda die

ſchreibende Prony. Um kein Geräuſch zu machen, trat er ſehr vorſichtig auf und kam ſo unbemerkt bis zu ihr, welche, in ihr Schreiben vertieft, nichts hörte und nichts ſah.

Erſt als er dicht bei ihr war, ſprach er mit herzlichem Tone: „Prony!“

Ein Schrei, ein Freudenſchrei, und ſie ſtand aufrecht vor ihm.

„Haſt Du verziehen?“ fragte er, die Arme öffnend.

Lautlos ſank ſie an ſeine Bruſt. Ein wohlthätiger Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme.

„Haſt Du verziehen?“ wiederholte er leiſe.

„Du haſt mir zu verzeihen“, ſagte ſie endlich und erhob ihr Antlitz, ihn mit naſſen Augen anblickend, „mir muß verziehen werden, denn ich war verſtockt.“

„Und will die kleine Prinzeſſin meine große Kurfürſtin werden?“

„Aber die Prinzeſſin von Geblüt?“

„Sie mag bleiben, wo der Pfeffer wächſt!“

„Wächſt der in Frankreich?“

„Ja wohl, ich hab's erfahren — dafür wirſt Du mich glücklich machen.“

„Und D' erſt mich — Still! der Vater!“

Drüben aus dem Walde kam Immanuel XIX. hoch auf ſchwerem Roſſe über die Wieſe geritten; hinter ihm ſeine Jäger mit einem rieſengroßen Hirſch, welchen der alte Herr mit feſter Hand geſchoſſen. Er war weitſichtig und

erkannte schon von ferne den Kurfürsten und sein Kind. Karlsbad aber hatte seinen Geist so aufgeklärt, daß der auf der Stelle wußte, was die Glocke geschlagen. „Hussah!“ schrie er mit mächtiger Stimme nach vorwärts: „Halali blasen, ihr Esel, das heißt Fanfare!“

Die Jäger bemerkten auch, was vorging, und bliesen unglaublich und schossen ihre Gewehre in die Luft.

Von diesem Lärm erwachte auch Nikodemus, welcher auf dem Polsterstuhl seiner Mama in der Küche sein Nachmittagsschläfchen gehalten. Er sprang auf, er witterte Unheil, er stürzte heraus, schob die entgegentretende Mutter Susanne unehrerbietig zur Seite, riß die Thür auf zum Salon und sah nun draußen auf der Veranda das für ihn schmerzliche Bild: der Kurfürst hatte seinen Arm um die Prinzessin geschlungen und der herumspringende Emanuel XIX. schrie: „Segen, Segen!“ — Das Herz des nun hoffnungslosen Jünglings war erschüttert und er brachte nur die Worte hervor: „O Jemine!“

Blond muß ſie ſein.

Ich saß in Karlsbad in der Laube vor meiner Wohnung, dem „König von England", hoch oben auf dem Schloßberge, und las die „Neue Freie Presse". Es regnete, aber die Laube hat ein mit Blech beschlagenes Dach, und man kann auch da während des Regens sitzen, wenn man, wie ich, durchaus atmosphärische Luft einathmen will.

Plötzlich stand ein hochgewachsener Mann vor mir, dicht vor mir, denn er war in die Laube eingetreten und fragte mich mit tiefer Stimme: „Kennst Du mich noch?"

Nach einer Pause, welche nur von mir herrührte, sagte ich endlich: „Ja, Du bist der ‚Bär von dunnemolen' und wir haben uns wohl seit zwanzig Jahren nicht gesehen".

Wir hatten nämlich zusammen studirt und mancherlei Schicksale mit einander durchgemacht, auch beschwerliche. Die riefen wir uns ins Gedächtniß, nachdem er sich zu mir gesetzt hatte. Er kürzte aber diese Erinnerungen ab mit auffallender Hast; er schien etwas Besonderes auf dem Herzen zu haben. Ich fragte danach.

„Ja", sagte er, „ich hab' was auf dem Herzen, und

Du kannſt mir behilflich ſein. Vor einer Stunde erſt hab' ich Dich unten beim Marktbrunnen geſehen und Dich augenblicklich erkannt. Du haſt Dich nicht verändert. Ich wollte auf Dich zu, aber ein Schwarm von Brunnengäſten, welche mit ihren Bechern eiligſt zum Brunnen drängten, kam mir in den Weg, und als ich ihn endlich umgangen hatte, warſt Du verſchwunden. Ich hatte aber deutlich, wenn auch aus der Ferne, geſehen, daß Du mit einer Dame ſprachſt. Nach dieſer Dame wollte und will ich Dich fragen und in Betreff derſelben Deinen Beiſtand in Anſpruch nehmen."

„Oho!" — rief ich — „ſollteſt Du einſt ſo puritaniſch geſinnter Burſchenſchafter, Du ‚Bär von dunnemalen', jetzt, etwas verſpätet, ſchönen Mädchen nachlaufen? Denn die Dame heute Morgens am Marktbrunnen war ein junges, beinahe ſchönes Mädchen."

Es zuckte durch ſein ernſthaftes Antlitz. Dann ſtellte ſich ein eigenthümliches Lächeln ein auf demſelben. Ich wurde neugierig. Er war immer ein herber Geſelle geweſen und hatte an unſeren Geſprächen über Mädchen und Frauen nie Theil genommen. Lachend fragte ich alſo: „Biſt Du etwa damals ein burſchenſchaftlicher Duckmäuſer geweſen?"

„Wenn Du's ſo nennen willſt" — antwortete er — „meinetwegen! Mein Herz iſt auch damals nicht ganz leer geweſen. Aber ich habe nie etwas davon verlautbart, weil der Inhalt gar dünn und nebelhaft, weil er das war, was

Ihr romantisch nanntet, und weil das Romantische gar nicht zu mir paßte."

„Du, brummiger Bär, romantisch?!"

„Doch wohl. Um zu meinem Ziele zu kommen, muß ich ohnehin von meinem Herzen sprechen, und wenn Du zuhören willst — es regnet ja immer ärger — so will ich Dir kurz ansagen, wie es in der Gegend bei mir zugegangen ist, welche man kurzweg und wohl nicht immer richtig das Herz nennt. Die junge Dame vom Marktbrunnen wird am Schlusse in Frage kommen."

„Ah!"

„Und Du wirst, wenn Du diesen verborgenen Theil meines Lebens kennst, im Stande sein zu rathen und hoffentlich zu helfen. Da hast Du eine feine und doch kräftige Cigarre, welche ich von draußen mitbrachte. Rauch' sie, damit Du eine lohnende Beschäftigung hast, während ich meine kleine Romantik auskrame. Sie ist nur klein und wird nicht länger dauern, als die Cigarre."

„Also krame aus!"

„Als Bürgerschüler in meiner Vaterstadt hatte ich immer mit Erstaunen die Tochter eines Bäckermeisters betrachtet, welche man die schöne Pauline nannte. Die Jungen um mich herum waren alle in sie verliebt, nur ich war's nicht, obwohl ich zugab und bereitwillig zugab, daß sie ein liebreiches Antlitz hätte, welches sich geradezu einschmeichelte. Schön nannte man das, und doch that es mir nichts. Wenn

ich ſie mir jetzt vorſtelle, ſo muß ich ſagen: Sie war ein reizendes Geſchöpf, ſchlank gewachſen, anmuthig in ihren Bewegungen. Das Geſicht wie Milch und Blut, noch gehoben durch dunkles volles Haar und durch ein gutmüthiges Wohlwollen in den Augen. Sie ſtarb plötzlich, und alle Welt war voll Trauer. Da fragte ich mich endlich: Warum haſt denn du allein dich nicht in ſie verliebt? Und die Antwort lautete zu meiner eigenen Ueberraſchung: Blond muß die ſein, welche du liebſt, blond!"

Ein fremdes Mädchen, welches zum Beſuche in unſere Stadt gekommen, mochte wohl dieſe Antwort bei mir hervorgerufen haben. Sie war blond und hatte einen Zug im Geſicht, welcher mich herzhaft feſſelte. Ich war auf dem beſten Wege, mich in dieſe Auguſte — ſo hieß ſie — zu verlieben, ja ich war wohl ſchon verliebt in ſie. Da packte mich mein Vater, der freilich davon nichts wußte, bei der Schulter und ſchob mich in den Wagen. Wir fuhren einen Tag lang und waren Abends in Neiſſe, wo ich ins Gymnaſium eingepfercht wurde.

Meine Geldmittel waren äußerſt gering. Ich wohnte bei einem Schuſter, und zwar in derſelben Stube, welche ſeine Werkſtatt war, zwei Treppen hoch, hinten hinaus auf einen engen Hof. Des Abends ſaß ich neben dem Schemel des Schuſters und proſtituirte von ſeinem Lichte in der Glaskugel, um meine Aufgaben zu lernen. Wenn ich ſage, neben ſeinem Schemel, ſo mein' ich damit den Schemel des

Geſellen Schmidt, denn des Abends arbeitete der Meiſter nicht. Dieſer Geſelle Schmidt war ein munterer Kauz, dem es ganz erwünſcht war, einen Zuhörer zu haben für ſein Geſchwätz. Er erzählte Schnurren und ſprach mit Vorliebe von den Mädchen. Ich möchte nicht behaupten, daß er über dieſes Thema paſſend geſprochen hätte für einen vierzehnjährigen Burſchen, aber man läßt doch auch als ſo junger Burſch Vieles in ſich hineinrauſen, was drinn' nicht haften bleibt. Seine Schilderung der feiſten Köchin unten im erſten Stocke zum Beiſpiele, welche er begehrenswerth fand, verlor ſich in mir, aber ich wurde ſehr aufmerkſam, als er mich fragte, ob ich die kleine Blonde ſchon geſehen, welche mit ihrer Mutter auf unſerm Flur vornhinaus wohnte. — ‚Blond iſt ſie?' — ‚Ja, und in Ihrem Alter natürlich — ſie wird ſo alt ſein wie Sie — dünn und mager. Machen Sie die Thür auf, da hören Sie, wie ſie Clavier ſtupft und dazu kräht.' Ich that's, fuhr aber zurück, denn auf dem Flur ſaß bei einem Lichtſtumpfe eine alte Frau, welche eine Gans rupfte und mich durch eine Hornbrille unfreundlich anſah. — ‚Das iſt die Mutter; der ſieht das Louiſchen glücklicherweiſe nicht ähnlich' ſagte Schmidt.

Blond! Blond! Nun war ich gefangen, das Louiſchen zu ſehen. Es gelang nicht, ich ſah immer nur die Hornbrille. Eines Abends jedoch ereignete ſich ein Wunder: es klopfte an unſerer Thür, und Louiſchen trat bei uns ein in

eigenſter Perſon. Sie bat, ihr Licht anzünden zu dürfen an unſerer Glaskugel. Die Mama wäre ausgegangen, und ſie fände das Feuerzeug nicht. Herzhaft ſprach ſie das, und ſie lächelte dazu. Herrgott, das war ein Engel, und wirklich ein blonder! Eigentlich fehlte um den Mund und um den Naſenflügel der verfängliche Zug Auguſtens, aber er fehlte doch nicht ganz, und das Wetter ſchlug ein bei mir; ich war verliebt und wurde verliebt bis über die Ohren."

„Du warſt ſehr jung."

„Ja. Und ich will auch kurz ſein. Alſo, ich wußte mich einzuſchlängeln in die zwei Zimmer, welche Mutter und Tochter vornhinaus bewohnten und welche mir damals ſehr vornehm erſchienen. Ich wußte es ſogar dahin zu bringen, daß die mürriſche Mutter mir geſtattete, einmal in der Woche, Donnerſtags, mit ihr und Louiſchen zu ſpeiſen — man nannte das ‚Einen Tiſch' — und ebenſo einmal in der Woche mit Louiſchen eine Unterrichtsſtunde im Franzöſiſchen zu haben. Ein wirklicher Franzoſe war der Lehrer. Ach, das war ein Verkehr von ſteigendem, immer ſteigendem Reize, denn Louiſchen war muthwillig. Die Mutter mit der Hornbrille war dies leider nicht, ſie drängte mich gern vorzeitig zur Thür hinaus. Eine Mutter denkt bei jeder Mannesperſon an den künftigen Schwiegerſohn, und dazu paßte doch ein Schüler wie ich, nicht, welcher gerade ſo alt war, wie ihre Tochter. Sie ſagte es geradezu: ein Ehemann muß nicht nur wohlhabend, er muß auch zehn Jahre

älter ſein als ſeine Frau, ſonſt geht die Ehe in die Brüche; was kümmerte uns dieſe Weisheit? Louischen und ich wurden doch gute Kameraden. Mehr wohl nicht; wenigſtens nicht von ihrer Seite. Auf meiner Seite allerdings war es Reiz und Seligkeit erſter Liebe."

„Die Jugend iſt darin genügſam."

„Glücklicherweiſe. Jeder Tag erhielt ſein Gepräge dadurch, ob ich ſie einmal ſehen konnte, wenn auch nur von der Gaſſe hinauf am Fenſter des zweiten Stockes. Zu irgend einem Ausdrucke meiner Gefühle verſtieg ich mich übrigens niemals, dieſe Verwegenheit lag mir ferne. Und doch war dies ultraplatoniſche Verhältniß der Sonnenſchein meiner fünfjährigen Schulzeit innerhalb der Feſtungsmauern von Neiſſe.

Da kam der Tag des Abſchiedes. Ich verließ Neiſſe um die Univerſität zu beziehen. Ach, war das ein Abſchied! Die Welt ging unter für mich. Leider ſtand die Mutter dabei mit der nüchternen Hornbrille. Aber ich glaube, auch wenn Louiſe und ich allein geweſen wären, es wäre nichts Erkleckliches, auf Liebe Bezügliches, ausgeſprochen worden. Wir haben uns während der fünf Jahre nicht einmal die Hand gegeben. Trotz alledem war ich gerührt bis zum Zerſpringen, und als ich auf die Straße kam, habe ich — wie man in Schleſien ſagt — geheult wie ein Schloßhund. Ich bitte Dich, lache nicht!"

„O nein. Dies Gefühl ist ja das Beste, was wir haben, weil es gründlich uneigennützig ist."

„Richtig. Mich für Louisen opfern zu können, damit sie zu Glück und Freuden gelange, das wäre mir damals äußerst willkommen gewesen. Und das Alles wegen des blonden Haares und eines gewissen Zuges im Antlitze, der nicht einmal vollständig war — wunderlich! Aber es ist so, und Du wirst gleich hören, wie dies Wunderliche Stand hält in meinem Leben und endlich vollständig über mich hereinbricht, über einen alten Bären."

„Das gehört zu unserm Blut und Hirn, es ist eine Grundfaser unserer Persönlichkeit."

„Das glaub' ich auch. Nun weiter! Dennoch trat während der Studentenzeit das Bild der blonden Louise mehr und mehr zurück in den Schatten der Vergangenheit. Eine andere Welt und eine sehr bewegte ergriff mich, andere Sonnen beschienen mich. Nicht etwa weibliche! Ganz und gar nicht. Unsere burschenschaftlichen Grundsätze der Keuschheit mochten ihren Theil daran haben, daß ich der Frauenwelt gar nicht mehr nahe kam. Es vergingen Jahre — da überfiel mich diese Frauenwelt.

Ich war nach Berlin gegangen, um noch ein Jahr ganz andere Collegien zu hören, als ich bisher gehört hatte. Eure sogenannte höhere Wissenschaft war mir lästig geworden —"

„Der Bär brummte."

„Er folgte seinem Instincte, und darin —"

„Hat man immer Recht."

„So mein' ich auch. Die sogenannten höheren Begriffe langweilten mich, paßten also nicht für mich. Ich meinte, näheren, festeren Boden unter mir zu brauchen, und hörte naturwissenschaftliche, national-ökonomische und landwirthschaftliche Vorlesungen. Das mochte wohl auch dadurch veranlaßt worden sein, daß meinem alten Oheim der einzige Sohn gestorben war, und daß er mich in Aussicht nahm zum Erben seines Landgutes. In dieser praktischen Vorbereitung weiterlebend, wurde ich wohl allmählich ein recht prosaischer Patron, welcher seiner blonden Louise gar nicht mehr gedachte. Da machte ich in der Weinstube die Bekanntschaft eines jungen Kaufmanns, oder vielmehr er machte die meinige, denn ich suchte keinen Verkehr. Er war ein eleganter, sehr hübscher und fröhlicher Mensch, welcher mich zuweilen auszog wegen meiner schlichten Kleidung. Er wollte mich, wie er es nannte, durchaus elegantisiren und erstaunte sehr, als ich ihn darüber auslachte. ‚Sie verkehren gar nicht mit Damen,' sagte er, ‚und verbauern deshalb. Ich will Sie meiner Frau vorstellen, die ist sehr gebildet und wird Sie erziehen.' Ich lehnte es ab, gab aber endlich nach, weil ihn meine Ablehnung zu verletzen schien. Er wollte Staat machen mit seiner Frau. So ging ich denn mit und fand eine stattliche Frau von einer Bildung, welche der seinigen überlegen war. Sie sprach sehr gut und lenkte gern das

Gespräch auf wissenschaftliche Fragen, welche ihm fremd waren. Er verließ uns dann oft, wenn wir wieder in solch ein Thema geriethen, und ich war somit oft mit ihr allein. Sie war mir ganz angenehm, aber auch weiter nichts. Ich befand mich in einem Zustande vollkommener Gleichgiltigkeit gegenüber dem weiblichen Geschlechte und bemerkte es gar nicht, daß ich sie immer höchst sorgfältig gekleidet fand, wohl auch ein wenig frei gekleidet. Sie war voll und schön gewachsen, hatte lebhafte Augen und reiches dunkelbraunes Haar. Dunkelbraun! Dadurch schon war sie geschützt vor meiner Aufmerksamkeit und ich verstand es lange gar nicht, daß sie mir ungemein entgegenkam. Ich war blind und taub, und blieb selbst da unbefangen, als sie mich einmal umarmte und auf die Wange küßte. Das war mir Freundschaft mit lebhaften Manieren und erweckte mir gar keine Nebengedanken. Stockfisch! wirst Du sagen, und hast ganz Recht."

„Ich denke an Joseph und die Potiphar."

„Ich war leider nicht einmal ein Joseph! Sie wurde allmählich elegisch und beklagte sich halb scherzhaft über ihren Mann und über dessen Eitelkeit, die Eitelkeit eines schönen Mannes. Er vernachlässige darüber ganz und gar seine sonstige Ausbildung, sei für kein ernsthaftes Gespräch zu gewinnen und überlasse sie theilnahmlos der Hauswirthschaft und ihrer Lectüre. Ueber letztere lache er sogar. Das sei doch wohl nicht recht und mache das Leben armselig.

Sie war in der That eine ernste, gescheite Frau, noch

inmitten der Zwanzig. Du siehst wohl, daß da eine Katastrophe nicht ausbleiben konnte. Diese kam denn, wie das herkömmlich sein mag, unter Thränen herbei. Ich fand sie eines Abends allein, ihr Mann war auf einen Ball gegangen. Sie saß in einem Winkel und weinte. Ich fragte, um trösten zu können. Sie zögerte mit der Antwort, am Ende kam denn aber, wenn auch mit halben Worten, zum Vorscheine, daß sie unverstanden sei und ein liebeloses Leben führe. Da ist man mit aller Gleichgiltigkeit verloren. Man widerspricht, man soll beweisen, man kommt persönlich in Rede und Frage, man will nicht roh und gefühllos erscheinen, man sagt ein Wort zu viel, man ist gefangen und das schöne Geschöpf fällt schluchzend in unsere Arme."

„Bedauernswerther Bär, den man beneidet."

„Beneidet, ja doch! Es war um mich geschehen seit jenem Abende und ich war ein Liebhaber geworden, der ausgebildet wurde im Liebhaberfache und am Ende selbst an seine Liebe glaubte, obgleich sie im Grunde gar nicht vorhanden war und doch im Verlaufe der Zeit alle Formen und Folgerungen einer Neigung annahm. Joseph war viel praktischer mit der Potiphar umgegangen."

„Die Cigarre ist zu Ende."

„Brauchbar?"

„Rauchbar."

„Also hier eine zweite. Eh' sie zu Ende geht, werd'

auch ich zu Ende sein mit meinen Geständnissen. Jetzt regnet's auch noch immer und ich könnte nicht fort. Hör' also weiter.

Durch diese Liebhaberei mit der schönen Juliane — diesen Namen, der gar nicht nach meinem Geschmacke ist, hatte ich lernen müssen — war ich länger in Berlin festgehalten worden, als ich gewollt, und war den Demagogenriechern zur Hand, als wieder einmal eine Razzia gegen die alten Burschenschafter beliebt wurde. Man sperrte uns ein, mich natürlich auch. Du weißt wohl, wie gründlich mich das verstimmte. Ein ganzes Lebensjahr zu verlieren für die Thorheit unserer Staatslenker! Ich war dadurch ganz ungeeignet geworden für jede sentimentale Regung, und als ich endlich losgelassen wurde, reiste ich sofort ab von Berlin nach der Heimath, nach Julianen gar nicht mehr fragend. Das war mindestens unhöflich, ja, aber ich war ein ganzes Jahr unhöflich behandelt worden und hatte Alles satt.

Meinen Oheim fand ich auf dem Sterbelager, noch obenein erzürnt über mein Demagogenthum. Das fehlte noch! Aber er war verständig und ließ sich belehren. Er nickte zuletzt mit dem Kopfe zu meiner Staatsweisheit, übergab mir sein Gut und starb — friedlich und schmerzlos.

Nun hatte ich nichts mehr vor Augen, als praktische Wissenschaft, so weit sie meinem Felde und Walde dienen konnte. Ich las nützliche Bücher, säete und pflanzte, und wurde völliger Einsiedler. Mit den Menschen mochte ich nichts mehr zu thun haben.

Da kam ein Brief von Julianen. Natürlich voll Schmerz, daß ich — wohl von politischer Verstimmung übermannt — von Berlin fortgegangen, ohne sie aufzusuchen, während sie in peinlichem Scheidungsprocesse mit ihrem Manne gelegen. Dieser habe ihren Umgang mit mir erfahren und sei gröblich gegen sie geworden. Sie selbst habe auf Scheidung angetragen, indem sie seinen Vorwürfen keinerlei Ableugnung entgegengestellt. Jetzt sei die Scheidung vom Gerichte ausgesprochen worden, und sie sei in das schlesische Bad Warmbrunn gegangen, um ihre angegriffene Gesundheit wieder herzustellen. Ihre Stimmung sei eine traurige. Denn wenn sie auch meine jähe Abreise von Berlin auf meinen politischen Zorn schieben wollte, so bleibe ihr doch wohl keine Hoffnung übrig, daß ich sie aufsuchen und trösten wollte.

Beneidenswerther Joseph! dachte ich, du hattest doch keine solchen delicaten Verbindlichkeiten abzuwickeln mit deiner Madame Potiphar! Der Brief Julianens war — ich konnte mir's nicht leugnen — ein Appell an meine Ehrenhaftigkeit. Ich gab mir alle Mühe, ihn von mir abzulehnen. Es gelang nicht. Ehrenhaftigkeit war doch am Ende das Einzige, was selbst ein egoistisch gewordener Einsiedler, wie ich, nicht abweisen durfte. Ohne sie wird das gesellschaftliche Leben roher, gemeiner Krieg. Ich mußte mir eingestehen, daß meine Liebschaft mit ihr die bürgerliche Existenz dieser Frau zerstört hätte, und daß ich ihr deswegen eine Rücksichtnahme schuldig wäre, Rücksichtnahme — so trocken und vertract

lautete die Forderung in mir, und lediglich ſo. Denn die Erinnerung an eine Liebſchaft, in welche ich hineingezogen worden, hatte gar keine wärmere Ader in mir.

Ein verſpieltes Leben! ſagte ich mir, denn die Rückſichtnahme drängt am Ende zu einer unerwünſchten Heirath! In ſo ärgerlicher Stimmung machte ich mich auf die Reiſe nach Warmbrunn."

„Armer, alter Bär, Du biſt alſo verheirathet?"

„Warte nur! — Der Weg nach Warmbrunn brachte mich zum erſten Male wieder ſeit einer Reihe von Jahren nach Neiſſe. Kurz vor den Wällen der alten Feſtung ſtieg ich aus dem Wagen und trat in das ländliche Wirthshaus, welches wir als Gymnaſiaſten an jedem Sonn- und Feiertage aufgeſucht hatten, um die enge Feſtungsluft los zu werden. Dies Wirthshaus lag mir in freundlicher Erinnerung, und ich glaube, daß ich nur um dieſes Wirthshausgartens halber auch an die blonde Louiſe dachte, welche ebenfalls mit ihrer Mutter Sonn- und Feiertags dorthin kam. Zunächſt wollt' ich ſehen, ob die feiſte Caroline, die Wirthstochter, noch ſo leicht lachte wie ehedem. Wieder einmal lachen zu hören ſchien mir erſprießlich zu ſein.

Nun, Caroline exiſtirte noch, und ſie lachte noch, aber etwas gedämpfter. Vater und Mutter waren geſtorben, ſie führte das Wirthshaus allein, und es machte ihr Sorgen, da es verſchuldet war. Sie hatte ſelbſt von ihrer Feiſtigkeit etwas verloren, aber nichts von ihrer Redſeligkeit. Sie

erzählte von allen alten Bekannten, und da ſagte ſie denn auch: ‚Wie ſchade, daß Sie die Louiſe nicht finden! Die fragt immer nach Ihnen. Sie iſt zum Beſuche auf dem Lande, und — ach, da fällt mir ein: Sie fahren nach Warmbrunn?‘ — ‚Ja.‘ — ‚Der Weg führt vorbei an dem ſchönen Garten von Schönlinde, und dorthin kommt Louiſe morgen. Ich fahre morgen auch hin und da könnten Sie — ach, das wär' herrlich! — da könnten Sie mit mir fahren. Louiſe würde ſich königlich freuen, Sie einmal wiederzuſehen. Sie hat dort in Schönlinde eine Zuſammenkunft mit ihrem Bräutigam.‘ — ‚Sie heirathet?‘ — ‚Ja, den Rechnungsrath Silber. Sie müſſen ihn ja kennen, er war mit Ihnen auf dem Gymnaſium.‘ — ‚Ja wohl. Alſo fahren wir morgen zuſammen.‘

Zu meiner Schande ſei's geſagt, es ging gar nichts in mir vor bei dieſer Nachricht von Louiſen, am wenigſten Eiferſucht. Vielleicht weil Warmbrunn und Juliane mir auf den Schultern lagen? Nein, ich meine der Liebestraum von Louiſen war ausgeträumt in mir, obwohl ſie blond war. Du ſchüttelſt den Kopf? Du denkſt, der Bär von dunnemalen iſt gar * * der ordentlichen Liebe fähig, nicht wahr?“

„Ich denke gar nicht, ich rauche. Fahre nur fort, wie der Regen.“

„Ja. Aber ich bemerkte Dir doch ausdrücklich, ich halte es für einen Irrthum, wenn Du mir die Fähigkeit zur Liebe abſprechen wollteſt. Sie war doch da, war jahrelang

da zu Louiſen. Aber wir waren zu jung. Das grobe Leben hatte außerdem jahrelang auf mir gelegen, und — ich komme noch darauf — es fehlte der blonden Louiſe doch was. Sie muß nicht nur blond ſein, welche — aber davon ſpäter. Du rauchſt ſchnell, ich eile.

Wir kamen alſo nach Schönlinde und fanden Louiſe. Sie ſchrie vor Erſtaunen laut auf, als ſie mich ſo unerwartet vor ſich ſah. Ich war auch erſtaunt, aber ruhiger, ich ſchrie nicht. Louiſe war, wie ich ſchon geſagt, gerade ſo alt wie ich, und ich war damals 28 Jahre. Das iſt wohl etwas zu viel für ein junges Mädchen, und war's vielleicht auch für Louiſen. Namentlich kamen mir ihre blonden Haare etwa zu hell vor. Denn wenn ich ſage: Blond muß ſie ſein! ſo meine ich damit nicht hellblond, ſondern faſt dunkelblond. Außerdem fehlte — doch davon, wie geſagt, ſpäter! Trotz alledem gab's eine Viertelſtunde herzlichen Austauſches über all' das, was uns Beiden während ſo langer Trennung begegnet war. Zu meiner Verwunderung wußte ſie Alles was ich getrieben, bis auf Kleinigkeiten, wie Paukereien. Sie wollte auch von Liebſchaften wiſſen — ich verwahrte mich ſtreng gegen dies Wort — ſie war genau unterrichtet von meiner Gefangenſchaft und drückte recht warm ihre Betrübniß aus, daß ich gar nicht mehr nach Neiſſe gekommen.

All' das, angenehm vorgetragen, machte mir einen angenehmen Eindruck. Aber nicht mehr. Ja, es ſtörte mich eigentlich nicht, als man uns ſtörte. Bräutigam und

Freundinnen kamen herzu, und ich ging in's Haus, um verspätet zu frühstücken. Du siehst, ich war recht natürlich und gar nicht romantisch. Aber ich war auch mit dieser natürlichen Aufgabe noch nicht fertig, da stürzte die Romantik herbei. Caroline nämlich, welche unklare Klagetöne ausstieß. Was ist? Was gibt's? — Oh, oh! — Was ist denn geschehen? — Louise hat ihrem Bräutigam aufgesagt; plötzlich will sie ihn nicht heirathen.

Plötzlich?! Dies Wort hätte mir doch wohl einen Gedanken wecken sollen, sogar einen schmeichelhaften, nicht wahr?"

„Allerdings. Du hattest aber Julianen auf dem Halse, du Don-Juan-Bär."

„Auch daran dachte ich nicht einmal, ich blieb gedankenlos. Der Bräutigam, Caroline und die Freundinnen jedoch überlieferten mir eine Aufgabe, welche augenblicklich auszuführen wäre: ich sollte doch Louisen zureden, daß sie diesen Bruch der Brautschaft unterlassen möge, denn er müßte ja ein unangenehmes Aufsehen erregen. Sie würde gewiß auf mich, den alten Jugendfreund, welchen sie so lebhaft begrüßt, hören. Sie laufe draußen unter den Bäumen umher.

Ich ging hinaus. Richtig! Sie promenirte wie ein peripathetischer Philosoph und gesticulirte mit den Händen. Als sie mich sah, kam sie langsam zu mir und blickte mich an mit starrem Auge. Sie sagte kein Wort. Ich hielt ihr nun eine Rede voll bürgerlicher Weisheit und sprach

o lange, bis ich nichts mehr wußte und auf ihre Erwiderung wartend aufhörte. Es entſtand eine Pauſe, und in dieſer Pauſe wurde mir unbehaglich, ich merkte, daß die Aufgabe, welche ich da übernommen, eine hiſtoriſch unrichtige, für mich nicht paſſende wäre. Aber Louiſe löſte die unbequeme Spannung; ſie nickte ein paar Mal mit dem Kopfe und ſagte leiſe: ‚Ich danke für guten Rath.‘ Dann kehrte ſie um, ließ mich ſtehen und ging fort.

Was blieb mir übrig, als zu meinem unterbrochenen Frühſtück zurückzugehen? Pfui! wirſt Du ſagen. Ich hab' es, glaube ich, auch geſagt, denn ich konnte nichts mehr eſſen. Dem Bräutigam und Carolinen hatte ich erzählt, wie ſich Louiſe benommen und was ſie am Schluſſe geſagt. Sie waren fortgelaufen, um' ſie aufzuſuchen. Ich ſaß am Tiſche, den Kopf in der Hand, und haderte mit dem Schickſale, daß es mich immerfort zum Verkehre mit Frauenzimmern nöthigte, während ich ſelbſt gar nichts mit ihnen zu thun haben wollte. Du wirſt ſagen, ich ſei doch in der That eine tief proſaiſche Natur. Mein Gott, was ſollt' ich denn thun? Ich war gedankenlos, weil ich eben nichts empfand. War das meine Schuld?

Nach einiger Zeit kam Caroline zurück und lobte mich für meine Beredtſamkeit. Alles ſei wieder in Ordnung mit dem Bräutigam; nur zeitiger heimfahren wolle Louiſe, ſie habe Kopfſchmerzen.

Der dankbare Bräutigam und Caroline hatten es ſo

angeordnet, daß ich in demſelben Wagen mit ihr fuhr, denn ihr Weg war auch der meinige nach Warmbrunn. Das war nicht angenehm für mich. Louiſe war ſehr ſtill, und das Wenige, was ſie ſprach, das ſprach ſie ſehr ſanft. Unter dem Wenigen fiel mir nur auf, daß ſie mich glücklich pries, weil ich ein ganz ruhiges Gemüth hätte, ein Gemüth, welches von den wechſelnden Vorfällen des Lebens nicht beunruhigt ſein würde.

Der Abſchied war freundlich, aber, wie mir's ſchien, nicht ohne Zwang. Erſt als ich allein war in meinem Wagen, zuckte plötzlich ein Lichtſtrahl durch meinen Kopf — recht ſpät! wirſt Du ſagen — und dieſer Lichtſtrahl beleuchtete den Gedanken: Herr Gott, am Ende iſt Louiſe unſerer Jugendbekanntſchaft treu geblieben und ſie liebt dich und hat deßwegen den Bräutigam nicht mehr gemocht! Erſt als du ihr zugeredet, den Bräutigam zu behalten, hat ſie erkannt, daß du ihr gegenüber ein gleichgiltiger Mann geworden. Du weißt, ich bin nicht eitel —"

„Wahrhaftig nicht!"

„Aber dieſen Zuſammenhang meinte ich doch nicht abweiſen zu können. Er erfreute mich nicht, obwohl er nur ſchmeicheln konnte. Ich zuckte die Achſeln und ſagte: Das iſt nicht zu ändern. Die Jugendphantaſie iſt eben verſchwunden, und ihr Verſchwinden beweiſt wohl, daß du für die Liebe nicht geſchaffen, einer echten Liebe nicht fähig biſt.

Dieſe Stimmung war für Warmbrunn und Julianen

eine troſtloſe. Dorthin trieb mich eine Gewiſſenspflicht, und dieſe Gewiſſenspflicht würde mich — das ſah ich voraus — zu einer Heirath nöthigen."

„Armer Bär!"

„Arm, dies iſt das Wort. Juliane erkannte wohl ſchon an der Begrüßung, wie es mit mir ſtände. Aber ſie überwand ſichtlich dieſen Eindruck, ſie war freundlich, ſanft, ja herzlich. Ihr Aeußeres unterſtützte ſie darin bei mir. Sie hatte an Jugendlichkeit und Schönheit verloren. Daran war ja ich offenbar ſchuld, und dadurch erhielt ſie um ſo mehr Anſpruch an mich. Das ſagte ich mir ſtreng, und ich gab mir redliche Mühe, freundlich und entgegenkommend zu ſein. Ich konnte mir indeß nicht verhehlen, daß mir das nicht ſehr gelang, und daß Julianens Stimmung matter und matter wurde. Es bleibt nichts übrig, ſagte ich mir am Schluſſe des zweiten Tages, als daß du ihr morgen anbieteſt, was ſie erwartet, und was ſie erwarten darf —"

„Die Heirath?"

„Ja. Der Verkehr mit mir hatte ihr bürgerliches Leben zerſtört, ich mußte es ihr wieder aufbauen."

„Aber von Dir war ja doch das Liebesverhältniß nicht ausgegangen!"

„Nein, aber ich war doch ihr Liebhaber geworden. Ach, es war eine ſchwere Nacht. Mein künftiges Leben kam mir wie zugemauert vor. Der einzige Troſt war: Sie liebt wenigſtens dich. Mit dieſem leidigen Troſt ſtand ich am

Morgen auf, kleidete mich an und ging in den Garten, wo wir zu frühstücken pflegten. Sie war noch nicht da. Es war ein schöner Sommermorgen; ich dachte an meinen Wald, an meine Wiesen, an — nun, sie ist zwar eine Stadtdame, aber sie wird das Landleben wohl erlernen!"

„Bär, bist Du des Teufels, Du hast wirklich geheirathet?"

„Warte nur! Damals am Frühstückstische mußte ich auch warten. Juliane kam nicht, und ich sagte endlich der Kellnerin, sie möchte nachfragen. ‚Ja, wissen Sie's denn nicht? Die Dame von Nr. 7 ist heute Morgens schon um 5 Uhr mit all' ihren Kessern fortgefahren. Das Stubenmädchen hat eine Karte für Sie abzugeben; hat sie's nicht gethan?' — ‚Nein. Hol' sie mir!' — Die Karte in einem verschlossenen kleinen Couvert wurde gebracht, und auf der Karte stand von Julianens Hand geschrieben: „Du liebst mich nicht mehr, hast mich vielleicht nie geliebt, und ich will Dir nicht zur Last fallen. Ich bin abgereist."

„Gott sei Dank!"

„Vielleicht hab' ich das auch gedacht. Wenn auch erleichtert, so fuhr ich doch bekümmert nach Hause. Du bist nicht für die Frauen, sagte ich mir, du bringst ihnen Unglück und die Frauen sind nicht für dich auf der Welt, denn du bist doch im Grunde ein liebloser Gesell.

Daheim betrieb ich nun, ein wortkarger Mann, meine Land- und Forstwirthschaft fleißig und gewissenhaft. Ich las eine einzige Zeitung, und nur über sie ärgerte ich mich

mitunter. Sonſt war's ganz ruhig in mir, wohl einförmig ruhig. Um die Einförmigkeit nicht überhand nehmen zu laſſen, griff ich in den langen Winterabenden außer zu wiſſenſchaftlichen Büchern wohl auch manchmal zu unſeren claſſiſchen Dichtern. Aber das Poetiſche erregte mich nicht mehr, und wenn ich Liebesleidenſchaft geſchildert fand, da lächelte ich und dachte: Uebertreibung gehört wohl in dieſer Kunſt zum Handwerke. Werd' ich langweilig?"

„Ja. Und bedauernswerth. Ich warte auf den Auftrag für mich."

„Er kommt gleich; denn ich trotzte meiner alten Tante, welche das Hausweſen bei mir beſorgte. Sie war eine gute, unbedeutende Perſon, dieſe Tante. Aber ſie war doch ein Frauenzimmer. Die Frauenzimmer fühlen alle einen Beruf in ſich, welcher wie eine geſchlechtliche Pflicht in ihnen zu liegen ſcheint: ſie meinen alle, kuppeln zu müſſen. Jedes unverheirathete Geſchöpf in ihrer Nähe beſchäftigt ſie mit der Speculation, wie kann dies Geſchöpf an den Mann gebracht, will ſagen verheirathet werden? Nun gab's auf dem Nachbargute ein ſehr hübſches, braves Mädchen. Sie hieß Marie und die ſollte ich abſolut heirathen. Die Tante beſtand darauf Tag für Tag, und ich ſagte Tag für Tag nein, nein! obwohl ich zugeſtehen mußte, daß Marie ein ſchönes Geſchöpf und mir auch recht angenehm wäre. Sie hatte ſchwarzes Haar — das ſagt Alles.

Jetzt alſo — der Regen läßt nach, Deine Cigarre

geht wieder zu Ende — bin auch ich am Schluſſe. Es vergingen ſtille, einförmige Jahre, und es zeigten ſich graue Spitzen an meinem Schopfe. Da ſagte der Arzt, das käme von ungenügender Gallenabſonderung, und ich ſollte nach Karlsbad gehen. Das iſt geſchehen, wie Du ſiehſt, und was iſt mir hier begegnet, was? Erinnerſt Du Dich, wie ich die junge Auguſte, welche zum Beſuche in meine Vaterſtadt kam, beſchrieben habe?"

„Ja wohl."

„Nun denke! Die leibhafte Auguſte ſtand neulich vor mir unten am Marktbrunnen, plötzlich, plötzlich!"

„Das muß eine bejahrte Dame ſein."

„Gott bewahre! Ein junges Mädchen, vielleicht einige zwanzig Jahre alt. Mit demſelben dunkelblonden Haare, mit demſelben reizenden Zug um Mund und Naſenflügel, mit demſelben ſchalkhaften Blicke des Auges, ſchlanken vollen Wuchſes — Freund, der Funke war augenblicklich da und hat in mir gezündet, als ob ich wieder vierzehn Jahr alt wäre. Alles, Alles möcht' ich aufbieten, um dies für mich zauberhafte Geſchöpf an meiner Seite zu ſeh'n!"

„Das iſt der Liebe heil'ger Götterſtrahl —"

„Freilich iſt er das. So lange hab' ich darauf warten müſſen. Lache nicht! Es iſt mir ganz einerlei, wie Du das erklären magſt. Ob in jedem Menſchen ein ganz eigener Geſchmack geboren wird, der ihn zeitlebens beherrſcht oder ſonſt was. Alles das iſt mir einerlei. Ich weiß nur ganz

beſtimmt, und ich möchte es Dir zuſchreien: Dieſes blonde Mädchen — Gott gebe, daß es noch Mädchen iſt — mit ſeinem ganz eig'nen Angeſichte iſt mein Zauber, mein Alles verſchlingender Zauber. Ich, der ich die Liebe nicht kannte, ich hab' ſie gefunden, ſie iſt der Himmel auf Erden, und kann ich mir dies für mich wunderbare Geſchöpf nicht zu eignen, ſo werd' ich unglücklich, tief unglücklich."

„Bravo! Aber das kann Dir begegnen."

„Sag' das nicht! Du kennſt ſie, wie ich heute Morgen geſehen, Du mußt mir helfen. Wer iſt ſie? Und iſt ſie noch ledig?"

„Vor allem Uebrigen iſt ſie jung, und Du leugneſt ſelber nicht, daß Du ſchon grau wirſt."

„Nur auswendig, nur auswendig. Innen bin ich jetzt ein junger Springinsfeld.

„Weil Du verliebt biſt."

„Ja doch! Antworte, antworte!"

„Nun denn, ledig iſt ſie noch und arm iſt ſie."

„Vortrefflich! Und arm. Um ſo beſſer. Wie heißt ſie? Was weißt Du von ihr?"

„Sie lebt im Hauſe eines alten Juſtizbeamten, der mein Freund und hier zur Cur iſt mit ſeiner Frau. Bei ihnen iſt Deine Flamme, welche Auguſte Worbner heißt."

„Auguſte! Auch noch Auguſte!" 's iſt zum Verrücktwerden. Am Ende gibt's doch eine Vorherbeſtimmung."

„Auguſte Worbner alſo heißt ſie und iſt die Tochter eines Predigers in der Wüſte.“

„In der Wüſte?“

„Sein kleines Pfarrdorf liegt mitten in Wäldern, abgeſchnitten von der ganzen Welt. Aber eine große Schaar Kinder belebt ſein Haus, und unter ihnen iſt Auguſte das heitere Princip. Sie hat eine fröhliche Laune, und Jedermann hat ſie gern.“

„Das verſteht ſich von ſelbſt.“

„Wenn die Cur des alten Herrn hier zu Ende geht, dann kehrt ſie in die Wälder zu ihrer Familie zurück.“

„Nein, mit mir ſoll ſie zurückkehren, auf mein Landgut.“

„Alter Schwärmer!“

„Ich ein Schwärmer? Zum erſtenmale alſo! Freund, Schriftſteller, Poet! Du haſt ſo viel Geſchichten erfunden und zu gutem Ende geführt, nimm mein Schickſal in Deine erfahrene Hand. Und das gleich! Der Regen hat aufgehört, das iſt ein gutes Zeichen. Sie wohnt im ‚Weißen Haſen‘, das weiß ich, führ' mich in den ‚Weißen Haſen‘ und ſtell' mich vor als alten Freund und ausgezeichneten Menſchen.“

Der Regen hatte wirklich aufgehört und die Sonne kam zum Vorſchein. Bei guter Beleuchtung alſo betrachtete ich meinen „Bären von dunnemalen“ eine Weile aufmerkſam, ob er denn auch noch empfehlenswerth erſcheine für ein

junges Mädchen. Stattliche Figur, gebräuntes, kräftiges Antlitz, ſchöne Zähne, große, ehrliche Augen, der Vollbart noch glänzend dunkel, das Haupthaar erſt leiſe angegraut.

„Aeußerlich kannſt Du mir nicht Alles abſehen“ — rief er ungeduldig — „ich werde zuverläſſig ganz jung neben der blonden Auguſte, das weiß ich poſitiv, ich werde mit ihr lachen, wie ich nie im Leben gelacht habe, ich werde ihre Wünſche erfüllen, noch ehe ſie dieſelben ausgeſprochen hat, ich werde unter ihren Pantoffel kriechen, ſo lang ich bin!“

„Nun, ſo komm'!“

Der „Weiße Haſe“ ſteht auf der Alten Wieſe, welche bekanntlich gar keine Wieſe mehr iſt, ſondern, wenn man ſo ſagen will, der Boulevard von Karlsbad. Wenn man aus der inneren Stadt kommt, gibt es rechts eine lange Reihe von ſtattlichen Häuſern, und dieſen gegenüber alte, in den Kronen kurz gehaltene Kaſtanienbäume, unter denen man ſich bei gutem Wetter niederſetzt, vorzugsweiſe zum Frühſtück. Hinter dieſen Bäumen folgt eine lange Reihe von Kaufläden. Jedes Haus hat unter den Kaſtanienbäumen ſeine Bank, und wir fanden vor der Bank des „Weißen Haſen“ die Familie, welche wir ſuchten. Die Familie war uneins, ob man ſich wegen des früheren Regens auf die Bank ſetzen dürfte, welche ſoeben erſt unter Aufſicht Auguſtens abgewiſcht wurde. In dieſen Streit hinein ſtellte ich meinen „Bären“ vor. Ich ſah, daß

Auguſte von der Bank zurückſchaute und ihn aufmerkſam betrachtete. Wahrſcheinlich hatte ſie ſchon bemerkt, daß er am Marktbrunnen oder ſonſtwo ſeine großen Augen ſtramm auf ſie gerichtet hatte.

Der alte Herr der Familie ſchalt auf die Näſſe, welche ihm Schaden brächte, und meinte: der neue Bekannte ſollte im Zimmer begrüßt werden. Man ging alſo hinein in den „Weißen Haſen".

Auguſte und ich waren die Letzten. An der Hausthür ſchon fragte ſie mich, wer denn eigentlich dieſer große ältere Herr wäre.

„Das iſt ein Freier, ſchönes Fräulein."

„Ich bin kein ſchönes Fräulein, und ich verſtehe nicht, was das heißt, er iſt ein Freier."

„Das heißt, dieſer Mann will heirathen."

„Etwas ſpät!"

„Ja. Er hofft aber, daß diejenige, welche er ſich erwählt und welche er leidenſchaftlich liebt, einen guten Verſtand haben, ſeine ausgezeichneten Eigenſchaften ſchätzen und von ſeiner leidenſchaftlichen Liebe geſchmeichelt ſein werde."

„Geſchmeichelt! Und wer iſt denn das Mädchen [illegible] m ſo viel zugemuthet wird? Kennen wir es?"

„Ganz genau."

„Ah!"

„Sie ſelbſt ſind es."

„Warum nicht gar!“

„Laſſen wir die oben ein wenig warten und gehen wir ein paar Minuten auf der Wieſe hin und her! Ich will Ihnen raſch entwickeln, daß dieſe Angelegenheit kein Scherz, ſondern eine hocherusthafte Sache iſt.“

Sie lachte, ging aber mit mir.

Ich ſchilderte ihr nun meinen alten Bären ſo günſtig als möglich und ſchilderte ihr auch ſein ſchönes Landgut.

„Laſſen wir das Landgut in Ruhe, aber ſagen Sie mir um des Himmels willen, wie kommt denn der Mann auf den Gedanken, gerade mich zu heirathen?“

„Er liebt Sie!“

„Dummes Zeug! Er kennt mich ja gar nicht.“

„Ja, haben Sie denn nie davon gehört, daß man ſich in ein Mädchen verliebt, welches man zum erſtenmale ſieht?“

„Verliebt! O ja. Aber was heißt denn das? Gar nichts. Und alle Welt, ſo wie der Spiegel, hat mir bisher geſagt, daß ich gar keine Schönheit bin.“

„Für ihn ſind Sie's. Alle Welt und der Spiegel können ſich ja auch irren. Für ihn ſind Sie eine Schönheit. Und man verliebt ſich auch nicht blos in die Schönheit, ſondern auch in den eigenthümlichen Reiz, welcher von einem Mädchen ausgeht.“

„Da müßt' er mich doch wenigſtens geſprochen haben.“

„Nein. Romeo liebte Julien, ehe er ſie geſprochen“

„Poetiſche Uebertreibung.“

„Die Miene, das Auge, das ganze ſichtbare Weſen eines Mädchens kann ſolche Liebe erwecken.“

„Und daraufhin gleich heirathen? Nein, werther Herr Doctor, dieſer Herr Bär, wie Sie ihn nennen, mag ein leichtſinniger Mann ſein, wenn er —“

„Mein Bär leichtſinnig! Er iſt der ruhigſte, beſonnenſte Menſch —“

„Auguſte, komm' doch herauf!“ rief die Frau oben vom Balcon des ‚Weißen Haſen‘ zu uns herab.

Der „Weiße Haſe“ hat einen Balcon, und wir ſtanden juſt unter ihm.

Ich konnte ſie nur noch bitten, mir Abends eine Stunde zu ſchenken, damit ich ihr ausführlich die wichtige Angelegenheit auseinanderſetzen könnte. Aber es müßte heute geſchehen, denn morgen reiſ'te ich ab.

Lachend erwiderte ſie: „Ich kann nicht an den Ernſt ſolcher Wunderlichkeit glauben, aber Sie Fabuliſten anzuhören, wird mir eine Unterhaltung ſein. Alſo heute Abends zwiſchen 5 und 6 Uhr im Kaiſerparke! Dorthin fahre ich mit den Herrſchaften. Späteſtens halb 7 Uhr fährt der alte Herr zurück, weil ſich da ſchon die Sonne hinter den Wald verkriecht und er die Abendkühle ſcheut. Ich geh' dann mit Ihnen allein auf dem Faullenzerwege zurück und höre zu, wie Sie Ihr Romancapitel vortragen. Einverſtanden?“

„Sehr einverſtanden. Und wenn Sie“ — ſagte ich noch auf der Stiege — „kein Ideal im Herzen tragen und

keinen ganz echten Grund haben, auf dies Ideal zu warten —"

„Das Ideal und der Grund sind kaum ganz echt," schob sie ein und lächelte beinahe.

„Dann sehen Sie ehrlich zu, ob Ihnen mein Bär leidlich angenehm ist, denn alsdann ist er für Sie eine annehmbare Partie."

„Nicht doch! Nicht doch!"

„Unter allen Umständen ist er ein Ehrenmann."

„Anschauen verpflichtet ja nicht zum Kaufen," sagte sie mit schelmischem Ausdrucke um Mund und Nasenflügel, wohl mit dem Ausdrucke, welcher ein Verhängniß geworden für den Bären, und öffnete die Zimmerthür.

Der Bär sah erhitzt aus. Er disputirte mit dem alten Justizmanne über Agrargesetze und schwieg betroffen still, als Auguste mit mir eintrat.

Sie blickte auf ihn mit einem Blicke, den ich nicht beschreiben könnte. Nein, es war kein Blick, es war ein Blicken, welches gar kein Ende erwarten ließ, und auf ihrem Gesichte meinte ich zu lesen: Und den Mann soll ich —? Nein.

Die Pause war beängstigend, und ich hob sie auf mit der Bemerkung, es sei wohl Speisenszeit für die Familie Haacke — so hieß der Justizmann. Ja sagend erhob er sich, und wir gingen.

Mein Bär hatte kein Wort mit Augusten gesprochen. Dies war das Ergebniß seiner Zusammenkunft mit ihr.

Für mich lautete das Ergebniß dahin: So scheint denn der Wetterstrahl echter Liebe auf den älteren Mann gerade so zu wirken, wie auf den Jüngling. Es macht jenen wie diesen stumm, verlegen, aller Kräfte beraubt. Der Begriff Liebe scheint eben doch wie die Dichter behaupten, die stärkste Macht zu sein, welche die Natur über den Menschen ausübt. Die Natur! Die blanke Natur! Denn mein Bär hatte ja doch von dieser Auguste keinen andern Eindruck behalten, als den Eindruck ihres Anblickes. Von einer Wirkung des Geistes oder Gemüthes konnte ja keine Rede sein; er kannte von ihr gar nichts, als die äußere Erscheinung Sind wir Sclaven der Natur! Und verschwenden wir unnütze Redensarten!

Mir gegenüber war derselbe Bär jetzt, welcher ihr gegenüber kein Wort gefunden hatte, unbeschreiblich wortreich; er war wie berauscht. „Ich muß sie immer sehen" — rief er — „auch wenn sie einem Andern angehört!"

„Oho!"

„Du hast Recht," flüsterte er, „Du hast Recht. Nein, das geht nicht. Die Eifersucht würde mich zum Othello machen. Und doch wieder nein. Nicht zum Othello. Ihr könnte ich nichts anthun, wie jener Mohr seiner Desdemona nichts, gar nichts. Aber ihn, den Andern, würde ich ermorden. Richtiger ausgedrückt, sage ich: Ich muß sie immer sehen, auch wenn sie mir nicht angehört."

Als ich ihm nun mittheilte, daß ich mit ihr gesprochen,

und was ſie erwidert habe — da wurde er ſehr traurig. Ich glaube, das Waſſer trat ihm in die Augen.

„Haſt Du was dagegen," ſagte ich, „daß ich ihr heute Abend allein mit ihr auf dem Faullenzerwege Deine ganze Lebens- und Liebesgeſchichte —"

„Liebesgeſchichte gibt's ja nicht!" unterbrach er mich.

„Doch!" ſagte ich. „Die kleine Auguſte in Deiner Vaterſtadt, der platoniſche Aufſchwung des Gymnaſiaſten für Louiſen, die Lebloſigkeit aller Empfindung, bis Du jetzt ſie, die erwachſene Auguſte Worbner geſehen — das ſind poſitive und negative Liebesgeſchichten. Darf ich ſie ihr ſchildern?"

„Alles, was Du für zweckmäßig hältſt. Aber ich darf doch mit hinausgehen in den Kaiſerpark?"

„Das darfſt Du. Du darfſt auch endlich mit ihr reden."

„Wenn ich nur kann!"

„O Bär von dunnemalen! Wo iſt Deine Courage hin, welche Du ſo oft auf der Menſur bethätigt haſt?"

„Dahin! dahin! Ich bin ein Kind geworden."

Der Kaiſerpark iſt ein Kaffeegarten mitten auf einer langen Wieſe, welche von der Tepl beſpült wird. Die Wieſe iſt rings eingeſchloſſen von hohen Waldhügeln; man ſitzt da wie in einer abgeſchiedenen ſtillen Welt, und iſt geneigt zu philoſophiren oder Verſe zu machen.

Hier fand der Bär denn auch einige Worte für ſeine Blondine, ſchüchtern vorſichtig, äußerſt ſanft betonte Worte,

welche kaum passend schienen für die sonore Baßstimme des stark gebauten Mannes. Sie schienen auch Augusten zu verwundern, und sie antwortete resolut prosaisch, indem sie an unpassend lustige Wendungen losging. Dies verblüffte ihn sehr, und es mußte ihm gelegen kommen, daß der alte Haacke bemerkte: „Da Da! Die Sonne verschwindet hinter dem Waldberge. Auf! Auf! Nach Hause!“

Meinem Winke folgend, fuhr der stöhnende Bär mit dem Haacke'schen Ehepaar nach Karlsbad, und ich wandelte mit Augusten demselben Waldberge zu, über welchen in sehr mäßiger Steigung der Faullenzerweg führt. Er trägt eben wegen seiner mäßigen Steigung den Namen „Faullenzerweg“ und führt durch hohen und mittleren Schwarzwald zu Aussichtspunkten, welche an eine Schweiz ohne Gletscher erinnern.

Auf einem solchen Punkte ließen wir uns nieder, und ich erzählte getreulich, was mir der Bär am selben Vormittag in der Laube des „Königs von England“ unter Regenwetter erzählt hatte.

Sie hörte aufmerksam zu und unterbrach mich mit keinem Worte. Als ich zu Ende war und mit den Worten schloß: „Sie sehen, daß Sie meinem Bären Fritz vom Schicksale bestimmt sind,“ da machte sie eine ablehnende Armbewegung und sagte erst nach einer Pause: „Fritz heißt er?“

„Ja, Fritz.“

„Kurz und bündig, aber spitz. Die ganze Sache ist für mich zu spitzfindig. Auf solchen Zufall hin kann man doch

vernünftigerweiſe keine Ehe gründen. Und dabei iſt nur von ihm die Rede: für mich iſt er ja fremd, wildfremd."

„Was hindert Sie, ihn kennen zu lernen? Je näher, deſto mehr wird er gewinnen. Sie haben mir ja heute Mittag geſagt, daß einer Neigung für ihn kaum ein echtes Ideal entgegenſtünde. Was heißt das: kaum?"

„Guſtav heißt es, welcher in unſerem Hauſe aufgewachſen iſt."

„O weh, es giebt einen Guſtav?!"

„Kaum, hab' ich geſagt. Er hat oft von ſeiner Neigung für mich declamirt und hat erklärt, daß ich ihn heirathen müßte. Ich hab' dazu gelächelt. Jetzt iſt er draußen als Ingenieur gut angeſtellt und meine Schweſter erwartete immer — jetzt ſchreibt ſie mir aber geſtern: er mache in Liegnitz einer jungen reichen Wittwe die Cour."

„Nun alſo! Das iſt weniger als kaum."

„Ach, darum handelt es ſich ja nicht! Sondern darum, daß ich gar nicht an's Heirathen denke. Meine Eltern werden alt und ſchwach, und ich muß die Wirthſchaft übernehmen, als die Aelteſte. Ich muß für Unterbringung meiner Geſchwiſter ſorgen. Deßhalb geh' ich jetzt nur noch auf ein paar Tage mit Haackes nach Breslau und dann nach Hauſe in unſere Wälder."

„So geſtatten Sie wenigſtens, daß Fritz Sie in Breslau beſucht und daß er Sie auch in ihren Wäldern aufſuchen darf."

„Das kann ich nicht hindern. Mein alter Vater wird sich sogar freuen, einen Gesellschafter zu kriegen, wenn dieser Schach spielen kann.“

„Das kann er.“

Dazu lachte sie, und ich setzte hinzu: „Sie sollten mir schreiben, wie Ihnen mein Fritz nach einiger Zeit vorkommt!“

„Ach nein, an einen Schriftsteller schreibt man nicht gerne. Der kritisirt zu scharf. Aber es wird kalt. Marschiren wir nach Karlsbald hinunter! — Und Sie gehen wirklich schon morgen fort?“

„Ja. Und ich schreibe Ihnen. Schon aus Höflichkeit müssen Sie mir antworten; ob —“

„Ach, lassen Sie doch die abenteuerliche Geschichte ruhen!“

Mit diesem wenig versprechenden Ergebnisse war mein alter Bär, zu meinem Erstaunen, nicht unzufrieden. Daß ich einen Besuch und sein Aufsuchen im elterlichen Hause angekündigt und keinen Widerspruch gefunden hatte, das war ihm sehr tröstlich.

„Sie wird mich nicht mehr los!“ war sein letztes Wort, als ich in den Reisewagen stieg.

Ich erfuhr lange nichts von meinem brennenden alten Bären. Endlich kam ein Brief. Haackes und Auguste seien noch zwei Wochen in Karlsbad geblieben, er natürlich auch. Täglich hätte er sie aufgesucht, mit ihnen gespeist, mit ihnen promenirt. Ein erklärendes Wort, eine eigentliche Liebes-

erklärung an Auguſte hätte er aber noch immer nicht gewagt. Haackes hätten wohl gemerkt, daß nicht ſie der Magnet wären für die beſtiſſene neue Bekanntſchaft, und hätten dazu gelächelt. Die Auguſte finde Anwerth, hätte Frau Haacke geſagt; zu Anfang der Cur ſei auch ein ſehr zierlicher und feſcher Jüngling aus Breslau dageweſen, welcher ſichtlich Feuer gefangen, aber der ſei zu reich, und ſie hätte Auguſten nicht nach ihm gefragt. Der alte Haacke aber hätte jetzt in Betreff ſeiner — des Bären — Auguſten zugeredet, die gute Partie anzunehmen, und da hätte Auguſte leider ganz ernſthaft die guten Rathſchläge abgewieſen.

„Ich laſſe aber nicht los," fuhr der Brief fort, „und bin mit nach Breslau gefahren. Weiter gekommen bin ich freilich auch hier nicht. Nur Eins habe ich erreicht: ich habe Auguſten und Haackes zu einem Beſuche auf meinem Gute gewonnen. All meine Pferde hab' ich anſpannen laſſen, vierſpännig hab' ich ſie ſelber gefahren! Auch gemeine Prahlerei habe ich, wie Du ſiehſt, nicht verſchmäht. Umſonſt! Auguſtens Gleichgiltigkeit weicht nicht. Nur einmal ſchien ſie einen Augenblick lang intereſſirt zu ſein. In meinem kleinen Parke habe ich auf einem Hügel eine junge Eiche gepflanzt in Gegenwart Auguſtens, der Haackes und meiner alten Tante, welche übrigens — nebenher bemerkt — Auguſten ſehr annehmbar findet, und da hab' ich in einer ſehr kurzen Rede geſagt: Dieſe Eiche ſollte Auguſte heißen, wenn Fräulein Auguſte eine Schaufel Erde zuſchütten möchte. Zitternd

gab ich ihr die Schaufel in die Hand, ſie wurde roth und — ſie that es. Das war ein herrlicher Tag! — Weitere Folgen hatte er allerdings nicht. — Jetzt will ſie nach Hauſe reiſen, und ich hab' mir ein Herz gefaßt und ſie gefragt, ob ich ſie begleiten dürfe? — ‚Warum nicht gar!‘ hat ſie heftig ausgerufen, ‚was würden die Leute, was würden die Meinigen dazu ſagen!‘ — Sie würden ſagen, erwiderte ich, daß Sie in mir einen treuen Freund beſitzen. — ‚Nein!‘ ſchloß ſie, und ſo iſt ſie abgereiſt.

Ich folge ihr aber doch, ich laſſe ſie nicht los. Du ſollteſt ihr ein paar aufmunternde Worte ſchreiben.“

Das that ich. Erſt nach einigen Wochen antwortete ſie. Der Brief war voller Unruhe. Der Herr Fritz hätte die Dreiſtigkeit gehabt, ſeinen Beſuch bei fremden Leuten damit zu entſchuldigen, daß er dem Vater geradeaus geſagt: Er liebe mich und wünſche mich zu heirathen. „Unglaublich“ — hieß es weiter — „mir hat er es nicht gewagt, das zu ſagen. Zornig hab' ich ihn zur Rede geſtellt, und da hat er geſtammelt: er hätte mir gegenüber keine Courage! Jetzt hab' ich nun die liebe Noth. Meine ganze Familie iſt lächerlich erbaut von dem Antrage, und meine Schweſter flüſtert unaufhörlich in mich hinein: der Guſtav ſei ja doch treulos. Ach was Guſtav! An den denk' ich gar nicht, und ich finde auch neben ihm den Herrn Fritz viel beſſer, weil er ſolider und gebildeter iſt. Aber daß er das blonde Louischen vergeſſen und ſich mit der leichten Juliane einlaſſen konnte, das

ſpricht doch auch für ihn nicht. Man thut gewiß beſſer, keinem Mann anzugehören, wenn man nicht verliebt iſt. Sie ſind Alle ſchlimme Geſellen, auch wenn ſie — denken Sie! mein Vater zieht mich völlig auf, indem er mir geradezu ſagt: Guſtel, verſtell' Dich nicht, Du biſt ihm ſchon lange gut, denn es iſt eine Naturerſcheinung, daß junge, geſcheite Mädchen ſich gern einem älteren Manne anſchmiegen, zum Unterſchiede von Wittwen, welche das nicht thun. Und — ſetzt er hinzu — was Du ſchlimme Geſellen nennſt, das ſind immer nur die jungen, ein Mann über die Vierzig iſt treu wie Gold. So geht's mir! Es iſt ganz unglaublich, wie er meine Eltern und Geſchwiſter für ſich eingenommen hat, es iſt eine völlige Verſchwörung gegen mich. Der Vater hat eine Baumſchule. Da iſt denn Herr Fritz obenauf. Er weiß viel mehr Botanik als der Vater, und das iſt dem Papa — man ſollt' es nicht denken — erſichtlich willkommen. Sonſt nimmt man ſo was übel. Abends ſpielen ſie Schach mit einander, und dieſer ſchlaue Herr Fritz läßt den Vater immer gewinnen, obwohl er viel beſſer ſpielt. Mit mir hat er das auch verſucht, aber ich habe die Figuren umgeſtoßen und habe gerufen: Sie ſchmeicheln, Sie ſind nicht ehrlich! — Mit der Mutter verkehrt er in der Küche und im Obſtgarten, und zeigt ihr, wie viel beſſer es wird, wenn man das rohe Fleiſch länger liegen läßt, und wie man das Obſt durch chemiſche Hilfsmittel vortheilhafter einſieden kann. Mit meiner Schweſter — ſie hat Talent zum Zeichnen —

ſpricht er erzählend über fremde Länder und Monumente, und er zeichnet ſie auf, er zeichnet ſehr gut. Da iſt ſie denn Aug' und Ohr für ihn. Mit meinem kleinen Bruder Ludwig aber ſpielt der große Mann wie ein Kind, neulich iſt er in der Stadt geweſen und hat ihm von da einen kleinen Pony mitgebracht. Jetzt lehrt er ihn reiten, und der Junge umarmt und küßt ihn in einemfort. 's iſt unausſtehlich! Alle ſind entzückt von ihm und nennen mich unverſtändig, daß ich ſolch' einen Ausbund von Menſchen nicht gerne haben möchte. Letzteres iſt nun nicht einmal wahr. Ich habe gar nichts gegen ihn, als daß er mich heirathen will. Schreiben Sie ihm, daß er fortgehen möchte, ſonſt geh' ich fort. Haacks haben mich wieder eingeladen."

Ich hütete mich wohl, ihm das zu ſchreiben. Die Dinge ſchienen mir jetzt in guten Gang zu kommen. Mir ſchien's, als capitulire Auguſte. Welch' ein Irrthum! Nach acht Tagen kam ein verzweifelnder Brief vom Bären. „Sie iſt entflohen" — ſchrieb er — „ſie iſt fort! Drei Tage lang hat mir's die Familie verſchwiegen. Da hieß es, ſie wäre in die Stadt gefahren, um einige Einkäufe zu machen. Als ich endlich ungeduldig wurde, geſtand mir die Mutter: Sie iſt nach Breslau, Frau Haacke hat keine Ruhe gegeben, obwohl ſie ihr die Hauptſache verſchwiegen und nur mir anvertraut hat. Sie findet dort zu ihrer eigenen Ueberraſchung — Ihnen darf ich's nicht länger verſchweigen — eine glänzende Partie. — Was?! — Ja, eine brillante Partie,

faſſen Sie ſich nur! Ein junger Millionär, welcher meine Tochter vor Ihnen in Karlsbad geſehen, wird der Bräutigam. Der ſteinreiche Vater hat lange Nein geſagt zu der Abſicht ſeines Sohnes, jetzt aber — ſchreibt mir Frau Haacke — hat er die Heirath zugegeben. — Dieſen Arthur reiß' ich in Stücke! ſchrie ich. — Nicht doch, fuhr die Mutter fort, das wäre ja unchriſtlich. Sie ſind ja ein Chriſt, ergeben Sie ſich geduldig in Ihr Schickſal! Wir haben das Unſere redlich gethan für Sie, denn Sie ſind uns lieb und werth, und wären uns als Schwiegerſohn eigentlich lieber als jeder Andere. Aber wir müſſen uns doch auch eingeſtehen, daß der große Reichthum des Herrn Arthur manche Erleichterung bringen wird für unſere Familie. Am Ende konnten wir doch auch Auguſten nicht zu Ihnen zwingen, Jugend will eben Jugend.

Da ſtand ich — ich war vernichtet. Meiner Loſung gemäß fahre ich morgen nach Breslau. Ich laſſe ſie nicht los, wenn es auch Mord und Todtſchlag mit ſich bringen ſollte. Kommt's darauf an, ob ein Arthur mehr oder weniger in der Welt iſt?!"

Da ich des Bären Charakter von früherher genau kannte, ſo gerieth ich in ernſte Beſorgniß. Wenn ſeine Energie einmal aufgeregt war, ſo hatte man das Gewaltſamſte von ihm zu befahren. Ich fürchtete mich vor dem nächſten Briefe. Er kam und lautete wie folgt:

„Es iſt ſo, wie die Mutter geſagt, das Aeußerſte ſteht

bevor. Der alte Gastwirth, bei welchem ich immer absteige und welcher mit Haacke verkehrt, erzählt mir, daß heute Abend in der Haacke'schen Wohnung die Bombe platzt. Große Gesellschaft, der Salon ausgeräumt zum Tanzen, um Mitternacht Souper, und da bringt der alte Haacke den Toast aus, welcher die Verlobung proclamirt. Schade um das hübsche Mädchen — setzte mein Gastwirth hinzu — schade! Ja, sie wird unmenschlich reich. Der Vater Arthurs hat ein Kohlenwerk in Oberschlesien und gewinnt dort die schönste Glanzkohle. Da muß man wohl Millionär werden, und der Arthur kann seine Frau in Sammt und Seide kleiden. Aber glücklich machen wird er sie nicht. Er ist eine leichte Fliege und verliebt wie ein Maikäfer. Hundert Liebschaften hat er schon gehabt, und im ersten Jahre schon wird er seiner Frau untreu werden. —

Und dabei ist er ein Wicht, ein Geck? frage ich, nicht wahr? —

Ja, nichts weiter, sagt er. —

Was braucht der zu leben! sage ich. —

Der Wirth lachte und erwiderte: Das weiß ich auch nicht. —

Ich ziehe meinen Frack an und gehe heute Abend hin. —

Freund! Ich will lieber hingerichtet werden, als Augusten entsagen. Sie bedeutet ja der Inbegriff meines Lebens, was ist das Leben werth, wenn es keinen Inhalt hat?"

Ich wollte augenblicklich nach Breslau reisen, um ihn

zurückzuhalten. Aber ich mußte mir ſagen: Du kommſt ja doch zu ſpät. Am Tage hatte er den Brief geſchrieben, der brauchte ſeine zwölf Stunden bis zu mir, du brauchſt auch zur Reiſe Zeit, und Abends ſchon wollte er hingeh'n, der Rache-Engel. Es geht nicht. Allah kerim! ſagte ich, wie wir als Studenten zu ſagen pflegten, wenn ein Schickſals-ſchlag nicht abzuwenden war; Allah kerim!

Meine peinliche Spannung dauerte zwei Tage. Da kam der letzte Brief meines Bären von dunnemalen. Er lautete:

„So mag's ſein, wenn ein Geſpenſt erſcheint, als ich in die erleuchteten Zimmer bei Haackes einrat. Frau Haacke erblaßte, als ſie mich ſah und rief eiligſt ihren Mann herbei. Er kam lachend auf mich zu, ſtreckte mir ſeine Hand entgegen und rief: ‚Bravo, ſo benimmt ſich ein Held.'

Ich nahm die Hand nicht, ſondern erwiderte halblaut — es kochte in mir —: ‚Sie werden den Helden kennen lernen, wenn es wirklich zu dem Toaſte kommt, welchen Sie vorhaben.'

Dabei ließ ich die Beiden ſteh'n und ging in den Tanzraum, und zwar mitten durch die Tänzer hindurch, Auguſten ſuchend. Da ſaß ſie niedergeſchlagenen Auges. Ein junger, eleganter Stutzer mit hellrothem Lockenkopfe neben ihr. Ich fragte einen Herrn: ‚Iſt dies dort Herr Arthur?' — ‚Ja wohl,' erwiderte er. Nun ſchritt ich ſtracks zu dem Paare. Als ich nur noch drei Schritte von ihm entfernt war, blickte

sie in die Höhe und stand hastig auf. Herrgott, war sie bleich oder wurde sie bleich! Aber sie streckte mir wie Herr Haacke die Hand entgegen. Ich ergriff diese Hand und drückte sie — zum ersten Male. Sie erwiderte den Druck — zum Abschiede in dieser Welt.

‚Die Eltern lassen grüßen,‘ sagte ich mühsam nach einer kleinen Pause, setzte aber resolut hinzu: ‚Ich möchte Ihnen was sagen.‘

Da rasselte die abscheuliche Claviermusik einen neuen Anfang des Tanzes, und Herr Arthur faßte sie um die Taille und flog mit ihr von dannen.

So wurde sie von der Antwort erlöst. Mir drehte sich auch Alles im Kreise. Sollst du diesen Arthur Kelden, welcher dein Lebensglück stiehlt, beim Kragen fassen und zur Thür hinauswerfen, wenn er vorüberwalzt? dachte ich und dachte ich, bis mich andere Tänzer zur Seite stießen und ich in ein Nebenzimmer gedrängt wurde.

Dies Zimmer war nur schwach beleuchtet. es war das Garderobe-Zimmer für die Gäste. Dort fiel ich auf einen Stuhl und dachte weiter. Mit welchem Rechte, dachte ich, willst du dreinhauen, wenn sie diesen Arthur will?

Da hörte im Tanzraume die Musik auf und man rief: Platz machen! Platz machen! Es wird für's Souper gedeckt.

Das Souper! Da wird ihre Verlobung proclamirt; der alte Haacke, ein erfahrener, kaltblütiger Justizmann, wird

sich den Teufel aus deiner Drohung machen. Was also? Du bist ohnmächtig.

Ich hielt meinen Kopf in der Hand, als müßte ich das kreisende Hirn zusammenfassen. So wurde ich es nicht gewahr, daß Jemand eintrat. Ein Geräusch, endlich ein Seufzer veranlaßten mich, die Hand wegzunehmen. Herr des Himmels, was sah ich! Auguste stand vor mir, nur einige Schritte entfernt. Ich fuhr jählings in die Höhe. Sie sah mich an, sie sah mich an, es blieb mir kein Zweifel trotz des nur schwach erhellten Zimmers; ihre Augen waren voll Wasser. Sie schwieg aber. Gerührt zum Zerspringen sagte ich endlich kurzweg, wie ich nie gethan: ‚Auguste!‘

Da, Freund, da kam sie rasch auf mich zu, fiel mir an die Brust, schluchzte und sprach: ‚Retten Sie mich!‘

‚Retten?‘ stöhnte ich.

‚Retten vor diesem Gecken!‘

‚Das könnte ich ja nur‘ — bewundere mein Kriegstalent — ‚das könnte ich ja nur, wenn Sie mich heirathen wollten.‘

Und denke, denke! und schrei' auf! Sie hob das blonde Köpfchen, sah mit ihren feuchten Augen in die meinigen und sagte ganz einfach: ‚Natürlich!‘

Freund! Natürlich! sagte sie ganz einfach und hiemit flog all meine Schüchternheit in die Lüfte, ich Verwegener küßte sie auf die nassen Augen und sie wehrte es gar nicht.

Nein, sie flüsterte: ‚Ihr habt mich zu Hause so bestürmt, daß ich eigensinnig wurde, und hier hat mich die Haacke überrumpelt, ich sei es meinen Eltern schuldig; man ließ mich gar nicht zu Worte kommen und jetzt erst, als Sie zu mir traten, wurde mir's plötzlich sonnenklar, daß —'

‚Was denn?'

‚Daß —' sie fing an zu lachen.

‚Also daß —'

‚Daß mir der Fritz doch lieber sei, als —'

‚Als dieser Arthur?'

‚Ach der! Lieber als jeder Andere.'

Du kannst Dir denken, daß es mir nun an gar keiner Contage mehr fehlte. Arm in Arm mit ihr suchte ich Herrn Haacke auf und sagte ihm sanften Tones: ‚Ich eben bin der Held, dessen Namen in den Toast gehört, wenn Sie einen solchen noch ausbringen wollen, denn diese Dame ist meine Braut!'

‚Gratulire!' sagte er steckenpferdhaft und blickte auf das hellrothe Lockenhaar des neben ihm stehenden Herrn. Dieser schüttelte sein schön frisirtes Haupt und entfernte sich.

Das Alles geschah gestern, an einem Sonnabend. Heute, Sonntag, werden wir — der Telegraph ist eine gute Erfindung! — in meinem Pfarrdorfe aufgeboten und fahren hinaus auf mein Gut. Mein alter Gastwirth fährt mit als Ehrenwächter, um draußen Auguste meiner alten Tante anzuvertrauen. In vierzehn Tagen ist Hochzeit. Du

kommst doch? Da er und Schwester und der kleine Ludwig kommen auch. Wieder Telegraph. Um die junge Eiche ‚Auguste' wird getanzt werden. Das verlangt die eigensinnige Auguste. Und nun frage ich schließlich: Was schelten ihr ewig auf die Schicksalstragödien? Ist mein ‚Blond muß sie sein!' nicht eine Schicksals-Komödie vollständigster Art? Es muß doch was d'ran sein an dem Schicksale. Nicht?"

Ich hatte nichts dagegen. Wer streitet mit einem Bären, welcher vom Glücke trunken ist, wenn er ästhetisch frevelt.